Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

II.

Oesterreich und Preußen im Revolutionskrieg.

Von

H. v. Sybel.

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichs-Feld-Marschall. Nach Originalquellen bearbeitet von Alfred Edl. v. Vivenot, Indigena des Königreichs Ungarn, k. k. Hauptmann. Erster Band: Januar bis October 1794. Zweiter Band; zur Geschichte des Baseler Friedens. 1. Abtheilung: November 1794 bis April 1795. Wien 1864 und 1866, Braumüller.

Man erinnert sich der früher geläufigen Auffassung des Baseler Friedens. Nach derselben wäre König Friedrich Wilhelm II mit lebhaftem Eifer im Herbst 1792 in die Champagne eingedrungen, dort aber durch treulose Rathgeber bestimmt worden, fast ohne Kampf wieder umzukehren; seitdem sei in seinem unbeständigen Herzen die Lust am Kriege erloschen, und seine Umgebung, in selbstsüchtigem Hasse gegen das verbündete Oesterreich, hätte geringe Mühe gehabt, 1793 und 1794 die preußischen Waffen zu verrätherischer Unthätigkeit zu verurtheilen; endlich habe man am Schlusse des letztgenannten Jahres den König dahin gebracht, den Beginn einer einseitigen Unterhandlung mit Frankreich zu gestatten, welche dann April 1795 zu dem unseligen Baseler Frieden, dem Zurücktreten Preußens von der deutschen Sache, der Aufopferung des linken Rheinufers führte. Oesterreich, von seinen deutschen Alliirten im Stiche gelassen, habe dann noch zwei Jahre heldenmüthig für das gemeinsame Vaterland fortgestritten, bis es endlich 1797, fast unter die Mauern Wiens zurückgedrängt, der feindlichen Uebermacht habe nachgeben müssen. So sei die Vernichtung des deutschen Reichs durch die Isolirung Oesterreichs, durch den Abfall Preußens, durch den Baseler Frieden herbeigeführt worden.

Diese Ansicht ist wesentlich modificirt worden durch das gleichzeitige Erscheinen von Häussers deutscher Geschichte seit 1786 und meiner Geschichte der Revolutionszeit. Allerdings, es ist uns nicht in den Sinn gekommen, den Baseler Frieden für ein erfreuliches Ereigniß oder gar für eine rühmliche That auszugeben. Im Gegentheil konnte ich nicht umhin, ihn als ein Erzeugniß der Schwäche und Beschränktheit zu bezeichnen: mit Scham muß man eingestehen, sagte ich, daß wir von dem Gegner, wie früher auf dem Schlachtfelde so jetzt auf dem diplomatischen Gebiete an Muth und Thatkraft überwunden wurden — und ganz in gleichem Sinne fiel Häussers Urtheil aus. Was unsere Auffassung von der frühern unterschied, war die Darstellung, welche wir nach authentischen und archivalischen Quellen von der Entstehung und den Motiven des Ereignisses geben konnten. Ich erlaube mir, die Hauptmomente des Verlaufs in rascher Uebersicht hier zu wiederholen. Gleich beim Beginn des Krieges hatte Preußen die Frage auf das Tapet gebracht, durch welchen Landerwerb man für die Opfer des Kampfes entschädigt werden sollte. Da eine Verständigung darüber in Wien Schwierigkeiten fand, ließ sich Preußen mit dem russischen Hofe auf die zweite Theilung Polens ein und erlangte December 1792 von Kaiser Franz eine allerdings unbestimmt formulirte Zusage, Franz werde mit jener polnischen Erwerbung Preußens zufrieden sein, wenn er seinerseits Bayern anstatt des entlegenen Belgien erhalte. Hierauf schlossen Preußen und Rußland ab, und Preußen ergriff sogleich den Besitz seiner neuen polnischen Provinz. Als dann aber der Vertrag in Wien vorgelegt und der Kaiser zum Beitritt aufgefordert wurde, erklärte dessen neuer Minister Thugut seinen Widerspruch in der kräftigsten Weise; er hatte damals keine Lust, die Einverleibung Bayerns gegen Englands Widerspruch zu versuchen, und begann von der Stunde an in Warschau wie in Petersburg die preußische Erwerbung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Es war nicht etwa Mitleid mit Polen, das ihn leitete; im Gegentheil, er schlug damals den Russen die vollständige Vertheilung des unglücklichen Landes vor, damit auch Oesterreich bei der Beute bedacht werden könne: nur daß Preußen nicht rascher als Oesterreich zu seiner Entschädigung gelange, war sein Augenmerk. Man kann dieß von

dem Standpunkte einer specifisch österreichischen Politik begreiflich finden: aber deutlich ist dann auch, daß ein Bündniß schlecht bestellt ist, dessen stärkstes Mitglied jedes Wachsthum des schwächern Genossen nicht als Nutzen für die Gesammtheit sondern als Schaden und Gefahr für sich selbst betrachtet. Wenn inmitten der französischen Kriegsgefahr der Kaiser sich so feindselig gegen Preußens Interessen verhielt, was sollte erst werden, nachdem die österreichischen Waffen die Revolution zu Boden geschlagen und damit die kaiserliche Macht verzehnfacht hätten? würde nicht die preußische Regierung unter solchen Umständen selbstmörderisch handeln, wenn sie Oesterreich zu entscheidenden Triumphen über Frankreich verhelfe? So kamen die kriegerischen Operationen am Rheine, noch dazu von Wien aus in militärisch unbegreiflicher Weise gelenkt, seit August 1793 ins Stocken: Preußen begnügte sich, französische Angriffe abzuwehren, war aber zu durchgreifenden Offensivbewegungen nicht mehr zu bringen, und gelangte, durch die wachsende Erbitterung des polnischen Haders zu der Erklärung, daß es nur gegen Anerkennung seines polnischen Besitzes ferner in der Coalition gegen Frankreich verbleiben werde. Indessen hielt noch einmal Englands Bemühung den König 1794 bei dem Kampfe fest, durch einen im Haag abgeschlossenen Subsidienvertrag. Fast in demselben Augenblicke aber brach in Polen die Erhebung Kosciuskos sowohl gegen Preußen als gegen Rußland los; der preußische König führte in Polen 50000 Mann in das Feld und nahm im ersten Anlauf Krakau ein; vom Beginne dieses Kampfes an verstand es sich von selbst, daß der Sieg die gänzliche Vernichtung Polens bringen würde. Thugut war entschlossen, dieses Mal nicht leer auszugehn und vor allem Krakau und das umliegende Land den Preußen wieder zu entreißen. Er sammelte so viel wie möglich auf dieses Ziel die Kräfte und das Interesse der österreichischen Regierung, was zunächst die Einbuße Belgiens an die Franzosen zur Folge hatte. Er bestürmte fort und fort die Russen, Preußen keine weiteren Concessionen zu machen, worauf dann die preußische Rheinarmee doppelt bestimmte Weisung empfieng, an der vorsichtigen Weise der vorigjährigen Kriegführung festzuhalten, und im Herbste die Rathgeber des Königs die Vorbereitung eines Abkommens zwischen der französischen Republik und dem deutschen

Reiche beantragten. Thugut aber gewann unterdessen die russische Freundschaft vollständig, indem er Oesterreichs Bereitwilligkeit zu einer Theilung der Türkei erklärte: dafür verhieß ihm die Kaiserin Catharina den Besitz von Krakau, die Anwartschaft auf Bayern und die Erwerbung Venetiens und für dieß alles Waffenhilfe wie gegen die Türken so auch gegen Preußen, wenn dieses sich wiedersetzen sollte. Am 3. Januar 1795 schlossen die beiden Kaiserhöfe hierüber ihren Vertrag. Die Einzelnheiten desselben waren damals in Berlin unbekannt; die Minister aber beurtheilten die allerdings seit Monaten höchst unverkennbare Gesinnung der beiden Höfe vollkommen richtig und begriffen die Unmöglichkeit, ferner noch gegen die Franzosen als Genossen desselben Oesterreich zu kämpfen, welches so eben die russische Waffenhilfe gegen Preußens Ostprovinzen aufbot. Nichts war also natürlicher unter solchen Verhältnissen, als Preußens Versuch einer Friedensverhandlung mit Frankreich. Was man tadeln muß, ist nicht die Eröffnung derselben, sondern die hastige Unsicherheit, mit der man sie führte. Die Lage war freilich seit dem österreichisch-russischen Bunde für Preußen höchst gefährlich: aber wenn der Friede mit Frankreich für den König, so war umgekehrt der Friede mit Preußen auch für die Republik eine Lebensfrage, und ohne Zweifel hätte bei stärkerem Muthe und frischerer Ausdauer Preußen viel bessere Bedingungen durchgesetzt. Aber völlig kindisch scheint es doch, Preußens Gesinnung zu tadeln, weil es im April aus dem österreichischen Bündniß in die Neutralität zurücktrat, nachdem Oesterreich im Januar ein russisches Offensivbündniß gegen Preußen eingegangen war. Was aber Deutschland betraf, so ließ Basel die Entscheidung über das linke Rheinufer für den künftigen allgemeinen Frieden offen; Oesterreich kämpfte noch in zwei Feldzügen, bis Bonaparte, im Sinne des Petersburger Vertrages, ihm Venetien überließ: hierauf trat es in Leoben und Campoformio das linksrheinische Land ohne Widerstreben an Frankreich ab.

Dieser Thatbestand wurde in den oben genannten Werken nach den Acten der preußischen, russischen, englischen und französischen Archive mitgetheilt. Es lag in der Natur der Sache, daß aus denselben gerade an den entscheidenden Punkten auch auf die Schritte der österreichischen Politik ein helles Licht fiel und das Gesammt-

ergebniß also mit einer für historische Schlüsse ausreichenden Sicherheit festzustellen war. Ebenso gewiß war es aber auch, daß für eine Menge von Einzelnheiten, für die momentanen Entschließungen, die persönlichen Stimmungen und individuellen Motive der Wiener Staatsmänner die volle Aufklärung erst mit der Eröffnung des bis dahin unzugänglichen österreichischen Archives erwartet werden konnte.

In den Vorreden meiner Bände habe ich hierauf mehrfach hingewiesen, und die stete Verschlossenheit der Wiener Archivalien wiederholt beklagt. Es war traurig zu sehen, daß in der Erforschung und Aufhellung jener weltgeschichtlichen Katastrophen Oesterreich sich sogar von Rußland den Rang ablaufen ließ, daß es fort und fort seine Dokumente über den Revolutionskrieg unter sieben Siegeln hielt, während die russische Regierung den Arbeiten Smitts, Miliusins, Sslowjoffs jeden wünschenswerthen Vorschub leistete und damit die wissenschaftliche Erkenntniß der Revolutionszeit in den wichtigsten Beziehungen förderte.

Für einen jeden, der sich für das Studium neuerer Geschichte interessirte, konnte also nicht leicht eine erfreulichere Nachricht erscheinen, als die Ankündigung eines Buches, welches einen wichtigen Theil des Revolutionskrieges endlich mit unbeschränkter Benutzung der österreichischen Acten darstellte. Endlich durfte man glauben — allerdings nicht, daß die Gesammtansicht der Zeit in ähnlicher Weise verwandelt werden würde, wie es durch die Benutzung der preußischen und russischen Staatsschriften gegenüber der bisherigen Memoiren- und Zeitungsliteratur geschehen war — wohl aber daß bei einer Reihe erheblicher Punkte jetzt erst der Zusammenhang erhellen, der Antheil der einzelnen Personen an den Ereignissen deutlich werden, die treibenden Motive der kaiserlichen Politik in volles Licht treten würden. Mit solchen Erwartungen nahm ich das am Eingang dieser Blätter bezeichnete Buch zur Hand. Die letzte Lücke, hoffte ich, welche hinsichtlich des Quellenstoffes für die Forschung auf diesem wichtigen Gebiete noch geblieben, würde damit ausgefüllt sein.

Vivenot kündigt zunächst nur eine Monographie über eine wenig einflußreiche Persönlichkeit an, eine Studie über den Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Befehlshaber der Reichsarmee am Oberrhein vom April 1794 bis zum März 1795. Diese un-

glückliche Reichsarmee, behaftet mit aller Erbärmlichkeit der damaligen Reichsverfassung und zusammengekoppelt mit dem zur Unthätigkeit verurtheilten preußischen Rheinheere, hat nun sehr wenig ausgerichtet und durch ihre Thaten in den Lauf der Weltgeschichte schlechterdings nicht eingegriffen. Aber gerade deßhalb konnte von ihrem Standpunkte aus, wenn der Verfasser seine Aufgabe recht verstand, ein allseitiger Einblick in die politischen Ursachen der großen Katastrophe gewonnen werden; auch meldete Vivenot eine solche Absicht gleich in der Vorrede zum ersten Bande an, und der zweite wuchs ihm dann völlig aus dem engen monographischen Rahmen heraus und charakterisirte sich selbst auf dem Titel als ein Buch „zur Geschichte des Baseler Friedens." Entsprechend dieser erweiterten Aufgabe hat der Verfasser sich nicht auf die Acten des Hofkriegsrath oder des Regensburger Reichstages beschränkt, sondern Thuguts diplomatische Correspondenz, die Dokumente des belgischen und des holländischen Krieges und die Verhandlungen zwischen den großen Wiener Centralstellen in den Bereich seiner Arbeit gezogen. In Text und Noten seines Buches theilt er eine Menge seiner Abschriften und Auszüge mit: im ersten Augenblick scheinen alle Hoffnungen, mit denen man das Werk begrüßt hat, sich zu bestätigen.

Leider dauert aber diese Freude nicht lange. Je weiter man in der Lectüre des Buches vordringt, desto schneidender tritt die Wahrnehmung hervor, daß selten eine schöne und wichtige Aufgabe in weniger befähigte Hände gekommen ist. Ich hoffe den Verfasser selbst, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, zu überzeugen, daß der Grund dieses ungünstigen Urtheils nicht seine gegen Häusser und mich gerichtete Polemik ist. Vivenot ist ein eifriger österreichischer Patriot, von jener naiven Sorte, welcher die Vaterlandsliebe mit der Aufdeckung früherer Fehler und Mängel unverträglich scheint; er verehrt Franz II, schwärmt für Thugut, ist begeistert für Clerfait und Lehrbach; so erscheint es ihm ohne weiteres als ein Verrath an Kaiser und Reich und deutscher Nation, daß Preußen jenen trefflichen Männern nicht einfach Ordre parirt hat. Er ist entrüstet über die Impertinenz, mit welcher dieses Preußen sich thatsächlich als gleichberechtigte Großmacht neben die kaiserliche Majestät stellt, und daß wir andern diese Thatsache einfach hin-

nehmen und Preußen demnach berechtigt halten, kaiserliche allerhöchste Ungnade nicht bloß mit treu gehorsamster Zerknirschung zu beantworten, darin sieht er keineswegs allein einen Irrthum des Verstandes, sondern auch eine schwere sittliche Verirrung. So pflügt er denn, in Ermangelung eines bessern, mit dem Kalbe des Hrn. Onno Klopp, zürnt über die „kleindeutschen Geschichtsbaumeister," und sucht wo er kann, denselben etwas am Zeuge zu flicken. Nun, ich habe gegen diese Heldenthaten auf meine Kosten nichts zu erinnern; so lange es heißblutige Großdeutsche giebt, habe ich die Erfahrung gemacht, daß meine historischen Arbeiten auf ihre Freundschaft nicht zu rechnen und von ihrem Unwillen wenig zu besorgen haben. In diesem Falle aber hatte ich gehofft, von einem ihrer Anhänger einmal recht viel zu lernen oder, wenn er lieber will, an recht vielen Stellen widerlegt zu werden: mein Kummer ist durchaus nicht, daß er mich so lebhaft, sondern daß er mich so erfolglos bestreitet, daß er mich so ganz und gar nicht widerlegt, daß man trotz aller Wiener Acten so äußerst wenig von ihm lernt.

Hier draußen im Reiche ist man der Meinung, daß zu einer historischen Arbeit noch einige weitere Erfordernisse außer einer devoten Unterthanengesinnung und einem planlosen Lesefleiß gehören. Man glaubt zunächst, daß niemand als geschichtlicher Autor auftreten sollte, der nicht reines Deutsch des 19. Jahrhunderts zu schreiben versteht; auch von einem Indigena des Königreichs Ungarn verlangt man, falls er sich an das deutsche Publicum wendet, daß er seinen Styl nach andern Mustern als hier nach der Mundart der Wiener Anzeigeblätter und dort nach den Mustern der seligen Reichscanzlei bilde. Man hält dafür, daß ein Historiker gut thut, die Ausarbeitung seines Buchs nicht eher zu beginnen, bis er das literarische und archivalische Material dazu einiger Maßen überblicken kann: es gilt nicht für eine Empfehlung, wenn in jedem Capitel so ziemlich von allem und jedem die Rede ist, wie es gerade die allmählich wahrgenommenen Quellen dem Verfasser in die Hände liefern, wenn es der Geduld des Lesers überlassen bleibt, sich in der unendlichen Verworrenheit und Planlosigkeit zurechtzufinden, wie es eben gehen will. Man hält es sogar nicht für überflüssig, daß ein historischer Schriftsteller auch außerhalb seines speciellen Themas nicht

ganz ununterrichtet in historischen Dingen sei; man faßt also kein günstiges Vorurtheil für einen Gelehrten, der z. B. der Meinung ist, Holland habe sich durch die Utrechter Union 1579 nicht vom spanischen, sondern vom deutschen Reiche losgerissen. Vor allem aber wünscht man, daß ein Autor die Dinge, welche sein eigentliches Thema bilden, in der That auch verstehe, daß er die Fragen, auf die es ankommt, zu stellen wisse, das Material, das ihm zu Gebote steht, zu bewältigen, wichtiges und unwichtiges, Phrase und Thatsache, bekanntes und unbekanntes zu unterscheiden vermöge, daß er nicht völlig unbefangen sich hundert Mal selbst widerspreche, und endlich, daß er in der Aneignung und Mittheilung seines Quellenstoffes ganz grobe Fehler gegen Genauigkeit und Zuverlässigkeit zu vermeiden im Stande sei. Wenn von dem allem in einem historischen Buche sich das Gegentheil vorfindet, so pflegt man zu schließen, daß der Verfasser besser selbst erst als Schüler, als fleißiger und bescheidener Schüler, zu lernen hätte, ehe er sich aufdringlich als Lehrer der Nation installirte: man wird urtheilen, daß immerhin ein großdeutscher Autor den kleindeutschen tadeln möge, ein solcher Stümper aber in keinem Falle über die großen Fragen des Jahrhunderts mitzureden oder über Männer wie Schlosser und Häusser, Springer und Treitschke abzusprechen befugt sei; man wird es doppelt beklagen, daß für die lang ersehnte Verwerthung der Wiener Archivalien sich kein besser ausgerüsteter Autor hat finden lassen.

Dieses Urtheil will ich an einigen der wichtigern Fragen erläutern, zu welchen Vivenots Buch Materialien beibringt. Ich war eine Zeitlang zweifelhaft, ob ich die Discussion nicht aufschieben sollte, bis das Buch durch das Erscheinen seiner letzten Abtheilung vollendet und abgeschlossen wäre. Indessen erschien es mir schließlich doch mehr im Interesse der Wissenschaft, schon jetzt das Wort zu nehmen, eben um dem Verfasser Gelegenheit zu geben, seine letzte Abtheilung etwas lehrreicher einzurichten als die beiden ersten. Da ihm die Wiener Acten einmal zu Gebote stehen, so wünsche ich vor allem, daß er den interessanten Theil ihres Inhalts herausfinde und publicire: wie erwähnt, ich habe nichts dagegen, wenn er mich damit widerlegt, vorausgesetzt nur daß ich etwas rechtes daraus lerne.

Mit wenigen Worten berühre ich, was Vivenot, dessen eingehende Darstellung mit 1794 beginnt, beiläufig über die beiden vorausgehenden Jahre erwähnt. Es ist freilich für ihn selbst charakteristisch genug. Seine Erzählung steht im Frühling 1795. Da meldet sich, im Februar dieses Jahres, bei dem österreichischen Obersten Grafen Dietrichstein in großem Geheimniß der preußische General Kalkreuth und bietet Oesterreich seine guten Dienste an, wenn man ihm aus den galizischen Bergwerken Salz zum Werthbetrage von 11000 Dukaten schenken wolle. Der Minister Thugut acceptirt den Handel und beauftragt seinen Beamten, von Kalkreuth möglichst viele Aufklärungen herauszupumpen. Uebrigens fügt der Minister zugleich eine Warnung hinzu, bei dem Gespräche vorsichtig zu verfahren, um sich nicht unangenehmen Vorwürfen Seitens der preußischen Regierung bloßzustellen, und Vivenot, entzückt über ein „eben so würdiges wie angemessenes Verfahren" gelangt darüber zu dem Ausrufe: „und dieß war die Sprache Thuguts, dem nach Häusser und Sybel kein Mittel zu schlecht war!" Er selbst macht es denn eben nicht anders wie Thugut selbst und lauscht mit Entzücken den Jagdgeschichten, welche Kalkreuth, um sein Salz zu gewinnen, gründlich nach dem Geschmacke seiner damaligen Hörer, nämlich zum Schimpfe Preußens, einrichtet. Es sei z. B. eine planmäßige und böswillige Ausstreuung der Preußen gewesen, daß die Kanonade von Valmy am 20. September 1794 nur deßhalb erfolglos geblieben, weil der Oesterreicher Clerfait zu spät in die Schlachtlinie eingerückt sei; vielmehr habe er, Kalkreuth selbst, den Herzog von Braunschweig von der raschen und entscheidenden Ankunft der Oesterreicher verständigt, aber von ihm nur die trockene Antwort erhalten: „wozu, da wir nicht mehr schlagen sollen?" Es wäre auch für Vivenot nicht schwer gewesen, die völlige Unmöglichkeit dieser Anekdote zu constatiren; er hätte nur die Bücher von Minutoli, Massenbach oder Renouard[1]) zu lesen brauchen, um zu erfahren, daß Clerfait auf

1) Renouard's Geschichte des Feldzugs von 1792 bringt außer einigen Details zur hessischen Kriegsgeschichte nicht viel neues, giebt aber eine äußerst fleißige und genaue Zusammenstellung des Materials und eine erschöpfende, auf selbständiges Urtheil gegründete Erörterung der militärischen Ereignisse.

Befehl des Herzogs im Laufe des Vormittags von Somme-Suippe nach La Croix en Champagne marschirt war, daß er dort um 4 Uhr Nachmittags den weiteren Befehl erhielt, sich an die Preußen unmittelbar anzuschließen, daß er in La Croix nicht ganz eine deutsche Meile von Braunschweig entfernt, also irgend ein Zweifel über seine Ankunft unmöglich war, die übrigens erst erfolgte, als mit der Abenddämmerung die Kanonade aufhörte und der Entschluß zum Nichtschlagen längst feststand.

Gleich nach der Kanonade begannen dann die Unterhandlungen zwischen dem französischen und preußischen Hauptquartier, bei welchen Dumouriez dem Könige einen Separatfrieden vorschlug, dieser aber nur von einem allgemeinen Frieden hören wollte. Die Depeschen beider Parteien stimmen hierüber genau zusammen; die anwesenden Oesterreicher, obwohl über jedes vorgekommene Wort unterrichtet, wurden freilich durch bedrohliche Gerüchte aller Art beängstigt: es ist aber doch stark, daß auch jetzt noch, nach Eröffnung der französischen Acten, Vivenot sich dadurch beunruhigen läßt — und es scheint demnach, daß Kalkreuth auch hier wieder aufgeschnitten hat. Sicher ist, daß die Unterhandlung sich eben an jenem Gegensatz zerschlug. Gleichzeitig hatte sich auch der kaiserliche General Fürst Hohenlohe-Kirchberg zu einer Unterhandlung bei Dumouriez gemeldet, war aber von diesem abgewiesen worden. Vivenot erklärt das für völlig ungegründet, denn: er habe in den Wiener Kriegsacten nichts davon gefunden. Es scheint also doch Dinge zwischen Himmel und Erde zu geben, von denen die Wiener Kriegsacten sich nichts träumen lassen: Hohenlohes Gesuch ist so sicher wie möglich bezeugt, da Dumouriez gleich am 24. September dem Minister Lebrun darüber Meldung gemacht hat (Pariser Kriegsarchiv, 1792, Feldzug in der Champagne). Während jener Unterhandlung zog sich die Armee langsam bis an die Maas zurück; ob Vivenots Behauptung richtig ist, daß die österreichischen Generale damals den Rückzug widerrathen hätten, also lieber in der Champagne geblieben wären, weiß ich nicht zu sagen, erlaube mir aber daran billig zu zweifeln: höchst positiv bezeugt ist dagegen der weitere von ihm bestrittene Umstand, daß Braunschweig dort an der Maas stehen bleiben wollte, jedoch gleich nachher durch die Abberufung der österreichischen Hilfstrup-

pen nach Belgien zu weiterem Rückzug auf Luxemburg genöthigt wurde. Und fast in demselben Augenblicke mit diesem militärischen Mißgeschick trat in Wien die politische Wendung von dem bisherigen Vertheidigungskampfe zu dem Angriffs- und Eroberungskriege ein. Während der König von Preußen damals keinen lebhafteren Wunsch als den nach allgemeinem Frieden auf Grund des alten Besitzstandes hatte, forderte Kaiser Franz ihn durch ein Schreiben vom 29. October zu fortgesetztem Streite auf, bis alle Theile ihre gebührenden Eroberungen gemacht hätten, und bestimmte dadurch den König, jetzt mit doppeltem Nachdruck auf seine alte Forderung einer polnischen Provinz zurückzukommen. Vivenot findet in dieser einfach aus den Originalacten geschöpften Erzählung eine unberechtigten Verdächtigung des tugendhaften Kaisers und hält mir triumphirend entgegen, daß ich wenige Zeilen vorher von den lauten Aeußerungen der kaiserlichen Friedenssehnsucht selbst geredet hätte. Es ist ganz wahr, daß ich diese Aeußerungen (nach preußischen und holländischen Gesandtschaftsberichten) anführe; aber es ist ebenso wahr, daß ich sogleich (nach dem eignen Schreiben des Kaisers vom 29.) dann fortfahre: „allein hinter allem Abscheu vor dem Kriege verbarg der junge Kaiser im innersten Herzen ganz andere Gedanken.“ Ich vermag auch heute in dieser Darstellung keinen andern Widerspruch zu entdecken, als den thatsächlich gegebenen zwischen den Worten und den Thaten Franz' II.

So hatte die Kriegslust des Kaisers aufs neue die polnische Theilung für Preußen und damit den bayerisch-belgischen Tausch für Oesterreich auf das Tapet gebracht. Wie erwähnt, gab Franz im December eine allgemeine Zustimmung dazu; als dann aber Preußen in Posen Besitz ergriff, während die Erwerbung Bayerns für den Kaiser noch nicht verwirklicht war, erfolgte der heftigste Bruch. Franz entließ seinen bisherigen Minister, welcher ein solches Vorankommen Preußens nicht zu hindern gewußt, und dessen Nachfolger, der Freiherr von Thugut, erhob dann Protest gegen den Theilungsvertrag, begann über den bayerischen Tauschplan sehr abschätzig zu reden und forderte auch für Oesterreich ein Stück von Polen und einige französische Grenzstriche. Hieran entzündete sich dann der Streit, welcher fort und fort heranwachsend die gemeinsame preußisch-österreichische Kriegsführung vergiftete. Zwar blieb der

König anfangs noch auf dem rheinischen Kriegsschauplatz und war bereit nach der Wiedereinnahme von Mainz (Juli 1793) eine große Offensivbewegung gegen Frankreich vorzunehmen. Den Plan dazu hatte der österreichische Feldmarschall in Belgien, der Prinz von Coburg, entworfen: während er selbst die nordfranzösischen Grenzfestungen angreife, solle der König von der Pfalz her in Lothringen vordringen und dadurch ein geschlossenes Zusammenwirken beider Heere ermöglicht werden. Als aber die Einleitungen hierzu getroffen wurden, erschien, von Thugut gesandt, der Fürst von Waldeck im Hauptquartier, mit der Anzeige, daß der Kaiser den Plan auf Lothringen verwerfe und statt dessen seine rheinischen Truppen mit einem Angriff auf den Elsaß beauftrage, welchen der König von Preußen kräftig unterstützen möge. Ein solches Unternehmen gegen den Elsaß lag, wie jeder Blick auf die Karte zeigt, völlig außer dem Zusammenhange der großen Operationen, blieb auf Paris und damit auf die Entscheidung des Kriegs ohne unmittelbare Einwirkung und setzte die belgischen und die rheinischen Streitkräfte vollständig außer Verbindung: während umgekehrt allen hier beseitigten Anforderungen der Plan des Prinzen von Coburg in jedem Sinne entsprach und bei kräftiger Durchführung die erheblichsten Resultate in Aussicht stellte. Im preußischen Hauptquartier redete man denn auch, etwas unhöflich, von Waldeckschen Windbeuteleien und zeigte sehr geringe Neigung sich darauf einzulassen. In der That war dessen Entwurf das Gegentheil einer wirklichen und wirksamen Offensive — was natürlich Thugut nicht abhielt, in seiner officiellen Instruction ihn mit der dringenden Nothwendigkeit energischer Angriffsbewegungen wohltönend zu empfehlen. Und wieder bezeichnend für Hrn. von Vivenot ist es, wie er lediglich nach diesen Thugutschen Phrasen das Sachverhältniß feststellt und Preußen anklagt, daß es schon damals von kräftiger Offensive nichts habe wissen, daß es in Polen und anderwärts habe zugreifen wollen, nur nicht an der natürlichen Stelle, in „Südfrankreich, Elsaß und Lothringen." Weil Preußen einer Razzia gegen Straßburg die wirksame Offensive durch Lothringen hindurch auf das Herz des Feindes vorzog, deßhalb muß es sich von diesem militärischen Historiker jede Neigung zum Angriffskriege absprechen lassen.

Bald genug kam es freilich auf diesen Punkt. Im August 1793 erschien im preußischen Hauptquartier als kaiserlicher Commissar Graf Lehrbach, um dem Könige nähern Aufschluß über die politischen Wünsche des österreichischen Cabinets zu geben. Vivenot giebt sich große Mühe, hier aus den Acten nachzuweisen, mit wie gründlichem Unrecht man dem Grafen und dem Minister Thugut damals den Antrag auf Verwirklichung des bayerisch-belgischen Tausches angedichtet habe, und da er auch an dieser Stelle sowohl Häussers als meiner mit scharfen Prädicaten gedenkt, so kann keiner seiner Leser anders vermuthen, als daß unsere Werke jener unbegründeten Behauptung sich schuldig gemacht hätten. In Wahrheit aber erzähle ich[2]), daß Lehrbach zwar einige Tage hindurch das Vorgeben jenes Tauschplanes als diplomatische Finte gebraucht, dann aber der König durch einen anwesenden englischen Diplomaten erfahren habe, Thugut denke zur Zeit gar nicht an jenen Tausch, und hierauf sei denn Lehrbach mit dem wahren Gedanken seiner Regierung hervorgetreten, der Kaiser werde die preußische Erwerbung in Polen nur dann anerkennen, wenn er selbst einige polnische Palatinate gleichzeitig erhalte. Dieß hieß die Anerkennung an eine notorisch unmögliche Bedingung knüpfen, da, wie Thugut sehr wohl wußte, Rußland in jener Zeit die Oesterreicher auf polnischen Boden nicht zulassen wollte. Lehrbachs Erklärung bedeutete also thatsächlich so viel wie einen unbedingten Protest gegen Preußens Vergrößerung, und ohne Zaudern antwortete der König mit dem Ausspruch, daß er von Anfang des Kriegs an den polnischen Landerwerb zur Bedingung seines Mitwirkens gemacht, daß er von jetzt an seinem Staate keine weitern Opfer für die Sache des ihm feindselig gewordenen Alliirten zumuthen könne, daß er seine Truppen 1794 nur dann auf dem Kriegsschauplatze belassen werde, wenn die übrigen Mächte ihm seine Kosten vollständig ersetzten.

Gewiß, es sind keine erquicklichen Zustände, welche sich in diesen Händeln vor dem Blicke des Beschauers ausbreiten. Es ist eine schwere Last auf Preußens Nachruhm, daß es zuerst das Wort

2) Hier wie überall beziehe ich mich auf die zweite Auflage meiner Geschichte, die lange vor Vivenots Buch erschienen war.

Entschädigung in dem Revolutionskriege gesprochen, daß es zuerst diese Entschädigung in Polen gesucht; und so bestimmt wie irgend ein anderer Erzähler habe ich dieß Verschulden in meiner Darstellung hervorgehoben und verurtheilt [3]). Die allgemeine Unbilligkeit des Handels aber kann — das ist deutlich — nicht dem einen Genossen desselben zur Entlastung dafür gereichen, daß er dem andern die verabredeten Bedingungen nicht hält. Wohl ist es wahr, von dem Gefühle nationaler Verbundenheit, von dem Bewußtsein der gemeinsamen Gefahr ist an keiner Stelle dieser traurigen Allianz etwas zu entdecken: allein ist es nicht der Gipfel verkehrten Denkens, deßhalb alle Anklagen und alle Verantwortung auf die eine, die zunächst verletzte Seite zu werfen? nicht etwa, weil Vivenot in seinen Dokumenten eine andere, neue Ansicht über die alles bestimmende polnische Frage entdeckt hätte: im Gegentheil, an diese sucht er gar nicht zu denken, und wundert sich mit naiver Mißbilligung darüber, daß ich die deutschen Zustände „nicht ohne besondern Grund mit den damaligen polnischen so oft verwebe und verquicke"; er selbst geht diesen unliebsamen Dingen auf das vorsichtigste aus dem Wege, poltert über deutschen Landesverrath, wenn Preußen seine Kriegführung nach der feindlichen Gesinnung seines Alliirten einrichtet, und meint Thuguts nationale Gesinnung trotz aller antipreußischen Umtriebe in Petersburg erwiesen zu haben, indem er wohl aufgebauschte Denkschriften abdruckt, in welchen Oesterreich die anderen Reichsstände zu kriegerischen Opfern anspornt und die eignen patriotischen Anstrengungen (allerdings nicht ohne Vorbehalt der gefälschten Rudolfinischen Hausprivilegien) in das Licht setzt. An schönen Worten hat es auch Thugut und Colloredo so wenig wie Haugwitz und Lucchesini gefehlt: folgen wir hier den Thaten weiter.

Im Frühling 1794 kam man in Wien zu dem Beschlusse, die von England befürwortete Subsidienzahlung an Preußen abzulehnen und statt dessen die Aufstellung einer Reichsarmee am Oberrhein in Vollzug zu setzen. Der Gedanke erschien damals außer seinen Erfindern nicht vielen Sachkennern einladend. Die bisherigen Erfah-

3) Geschichte der Rev. Zeit II 214.

rungen vom Reichskriegswesen waren kläglich. Die Contingente zerfielen auf viele hundert kleine Souveräne, das Contingent des schwäbischen Kreises z. B. wurde von 9 geistlichen, 18 weltlichen Fürsten, 5 Reichsstädten, 25 Grafen und Herrn componirt; jedermann wußte, daß viele nichts rechtes vermochten, die meisten nichts rechtes vermögen wollten. Preußen warnte, die ständischen Truppen würden nicht vor dem Herbste zusammen und bis dahin die Rheingrenze ungedeckt sein. Der Herzog von Coburg mahnte vergeblich, durch ein verständiges Geldopfer sich die schlagfertige preußische Armee anstatt dieser hilflosen Reichsmusterkarte zu sichern. Der Beschluß auf Bildung eines abgesonderten Reichsheers, im dreifachen Betrage des matricularmäßigen Anschlages, wurde in Regensburg durchgesetzt, und des Kaisers Oheim, der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, mit der undankbaren Aufgabe des Oberbefehls betraut. Man kennt ihn aus Adam Wolfs Biographie seiner Gemahlin Marie Christine als klugen, gebildeten und kunstsinnigen Mann. Kriegerische Studien und Leistungen waren bis dahin in seinem Leben nicht in erheblichem Maße oder in glänzendem Erfolge vorgekommen; die Aufgabe, ihn in den Heldensaal deutscher Nation einzuführen, hatte also auf Hrn. von Vivenot warten müssen.

Wenn ein militärischer Laie die Specialgeschichte einer Armee und ihres Führers aufschlägt, so erwartet er zunächst genaue und bestimmte Angaben über die Stärke und Zusammensetzung derselben zu finden, da ihm, dem Laien, von keinem andern Moment mehr als von diesem die Auffassung ihrer Thaten oder Unterlassungen abzuhängen scheint. Und nun vollends, wenn der Verfasser des Buches ein Officier, ein k. k. Hauptmann, wenn er noch dazu im Besitze aller Acten des k. k. Kriegsarchives ist. Aber entweder geht der militärische Flug des Hrn. v. Vivenot zu hoch oder der schriftstellerische zu niedrig: es hat besondere Schwierigkeit, aus seinen Angaben ein Ergebniß zu gewinnen, und ich gestehe gerne, nachdem ich die Kriegsgeschichten ziemlich aller europäischen Nationen über die Revolutionszeit durchgegangen, daß mir niemals ein Stück Arbeit wie dieses vorgekommen ist. Folgende Wiederholung seiner Angaben wird dieß verdeutlichen.

Completer Stand der Reichsarmee nach dem Triplum, (I, 399),

36000 Mann Cavallerie, 84000 Mann Infanterie. Completer Stand der Reichsarmee (I 78. 209). 14490 M. Cavallerie, 94198 Mann Infanterie.

Effectiver Stand nach einem detaillirten Standesausweis vom 15. April I 209, 54000 Oesterreicher und 25000 Mann fremde — soll heißen reichsständische — Truppen. Minimalhöhe der Oesterreicher am Oberrhein I 39 Anfang 1794 85000 Mann (also im April nach Abrückung von 8000 Mann für Belgien noch 77000 Mann.)

Am 13. Juli schreibt Herzog Albrecht (I 233, 244): Oesterreich hat zur Reichsarmee 74000 Mann gestellt. Am 3. August schreibt Thugut: der Kaiser hat zur Reichsarmee nahe an 40000 Mann gestellt (I 190).

Ein effectiver Standesausweis vom 25. September zählt (I 209) einschließlich der vom Kaiser besoldeten Emigranten 54669 Oesterreicher und 34620 Mann sonstiger Reichstruppen. Vivenot bemerkt dazu, die Zahlen ergeben, daß Oesterreich drei Viertel, die andern Stände ein Viertel der Reichsarmee gestellt haben.

Im December (II 402 im Texte) ergab sich bei den ständischen Truppen auf das Triplum ein Abgang von 76487 M. — also hätte die Effectivstärke 7339 M. betragen. Im December (II 402 in der Note) betrug der Abgang auf das Triplum etwas über 43000 M. — also wäre die Effectivstärke auf etwa 40000 M. zu berechnen.

Mitte Januar 1795 betrugen, (II 250), die ständischen Contingente nur noch 14619 M. Mitte Januar betrugen, (II 464), die nicht österreichischen Contingente 6935, das österreichische 71641 Mann.

Mitte Februar vertheilt der Kaiser die Truppen der Reichsarmee so, daß am Oberrhein 39604 Mann Oesterreicher und 20442 Mann Reichstruppen stehen, 11723 Mann Reichstruppen an den Niederrhein abrücken sollen. (II 548).

Da alle Ziffern dieses Zahlengewirres als officielle gegeben werden und die Annahme nicht erlaubt ist, daß die Behörden der Reichsarmee oder Hr. von Vivenot wissentlich gelogen hätten, so denkt man zur Lösung jener Widersprüche zunächst an ein Durcheinanderwerfen der Soll- und effectiven und ausrückenden Stärken durch den Autor, obgleich gerade für einen k. k. Hauptmann eine solche Confusion allerdings eine bedenkliche Leistung wäre. Daß der

Hr. Hauptmann keine völlig sichere Vorstellung davon hat, was damals unter den Worten „effective" und „ausrückende" Stärke verstanden wurde, ist leider deutlich genug[4]). Er bespricht I 113 die Frage, in wie weit die preußische Rheinarmee den vertragsmäßigen Bestand gehabt, setzt nach officiellen Etats ihre „Effectivstärke" auf 70200 Mann an, bemerkt dann aber, daß der „effective Standesausweis als solcher etwa ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden war": es habe also das Heer nur beiläufig 50000 Mann betragen und die vertragsmäßige Stärke bei weitem nicht erreicht. Da man aber damals unter Effectivstand nichts anderes als eben die wirklich vorhandene Stärke, jedoch mit Einrechnung der für den Moment nicht kampffähigen Kranken, Verwundeten, Arrestanten, Detachirten verstand, so ist einleuchtend, daß die vertragsmäßige Stärke einer Armee nach keinem andern Etat als gerade dem des Effectivstandes bemessen werden kann, und daß Vivenots Erörterung an dieser Stelle nur durch eine Verwechselung von Effectiv- und Soll-Etat möglich geworden ist. Wollte er dieß aber in Abrede stellen, wollte er seinen Satz wahr halten, daß der effective Standesausweis ein Drittel mehr Mannschaft angebe als (nicht im Gefechte, sondern im Standquartier) vorhanden war, so wäre die Consequenz unabweislich, daß auch Oesterreich zur Reichsarmee ein Drittel weniger Truppen gestellt, als seine Effectivlisten vom April und September angeben, mithin nicht 54000 sondern nur 36000 Mann. — Und nun ist es allerdings auffallend genug, daß I 97 Vivenot versichert: „die ganzen disponibeln Streitkräfte der Reichsarmee bestanden (im Juli) kaum aus 36000 Mann schlagfertiger Truppen", (also Oesterreichern, denn hundert Mal erklärt er, daß die Reichscontingente völlig unbrauchbar gewesen). Er meldet ferner I 231, daß die Besatzung der Festungen 43000 Mann erfordert hätte, und nach deren Abgabe die Reichsarmee noch 15000 Mann (II 3), und unter diesen (II 27) nur 9 Bataillone Infanterie übrig behalten habe — eine Gesammtstärke des Heeres also, Oesterreicher

4) Auch daß er unter dem Worte „Pferde" bald nur die Thiere, bald auch die darauf sitzenden Reiter versteht, so daß es stets erst einer Untersuchung bedarf, ob die daneben stehende Mannschaftszahl nur die Infanterie oder beide Waffengattungen begreift. Man vergleiche I 78, 113, 209.

und ständische Contingente zusammen, von 58000 Mann, anstatt der 79000 oder 88000 in den oben angeführten Effectivlisten.

Ich überlasse dem sachverständigen Leser, das Resultat zu ziehen. Deutlich scheint mir so viel, daß es nach diesen Angaben einem Forscher nicht zu verübeln wäre, wenn er den Effectivstand (im correcten Sinne des Worts) der Oesterreicher am Oberrhein auf 36000 Mann setzte und alle jene stolzen Ziffern von 84—77—74000 Mann als officielle Phrase ablehnte. Will man aber freundlicher interpretiren, so ist im besten Fall die Annahme denkbar, die Ziffer 74000 Mann bezeichne den Soll-Etat der zum Reichsheer bestimmten österreichischen Corps; in Wahrheit ausgerüstet aber seien davon etwa 54000 Mann, und von diesen nur zwei Drittel, also 36000 Mann, zum Gefecht verwendbar gewesen. Da in ihrem Feldzuge wenig Blut geflossen, so erklärt sich ein so großer Ausfall von 33 Procent nur durch die unaussprechliche Schlechtigkeit der Verpflegung, über welche denn auch eine Denkschrift des Herzogs (II 376) grauenvolle Details mittheilt. Die Soldaten sind zerlumpt und abgerissen, erhalten zu wenig Sold und Nahrungsmittel, bivouakiren ohne Stroh und Holz, haben weder ärztliches Personal noch Lazarethbedürfnisse in ausreichendem Maße. Es ist also kein Wunder, wenn ein so situirtes Heer niemals auf mehr als zwei Drittel seiner Mannschaft für die eigentliche Arbeit des Krieges rechnen kann. Als Grund dieser traurigen Verhältnisse tritt auch in Vivenots Mittheilungen sehr bestimmt, nach dem Ausdruck des Herzogs Albrecht „das Erbübel", oder nach jenem des Grafen Wallis „das Staatsgeheimniß" Oesterreichs, nämlich die permanente Finanznoth hervor. Es ist einer der dankenswerthen Punkte in Vivenots Buch, daß er aus den Acten mehrere Angaben über diese Seite des damaligen Staatswesens liefert; freilich ist auch hier sogleich hinzuzusetzen, daß dieselben nicht weniger verwirrt und widerspruchsvoll bei ihm auftreten als die Heereslisten. Es sei verstattet, darüber einige Bemerkungen anzuschließen.

Oesterreich unterhielt 1794 (Vivenot I 39) 342000 Mann. Davon standen 144300[5]) effectiv (Minimalhöhe, sagt hier der Autor)

5) Auch hier weichen die Zahlen in der Note um 14000 von jenen des Textes ab.

in den Garnisonen der Erblande, mithin nicht ganz 200000 in Belgien, am Rheine und Italien in vor dem Feinde. Da bei wenig stärkerer Bevölkerung Frankreich damals einen ausrückenden Bestand von 690000 und einen Effectivstand von 870000 Mann aufstellte, so bedarf es kaum einer anderweitigen Erörterung, um den ungeheuern Abstand zwischen den beiderseitigen Anstrengungen deutlich zu machen. Für jene Truppen und die Reichsarmee, meldet nun Vivenot II 192, verausgabte Oesterreich in den ersten eilf Monaten des Jahres 101 Millionen Gulden, vermochte von diesem Betrage wirklich zu zahlen 64 Mill. und blieb schuldig 37 Millionen. Wie mir scheint, wird diese Summe, als Ausgabe für eine Armee von 340000 Mann während eines Kriegsjahres, nicht wegen ihrer Höhe, sondern wegen ihrer Niedrigkeit Erstaunen erregen, und ich vermuthe beinahe, daß Vivenot bei seiner Darstellung die Einkünfte der abgesondert verwalteten Brüsseler Regierungscasse, welche in den ersten sieben Monaten des Jahres 1794 über fünfzehn Millionen Gulden betrugen, stillschweigend vergessen hat. Was nun die Armee am Oberrhein betraf, so erhielt sie monatlich eine Million aus Wien für Sold und Verpflegung, bedurfte deren aber $2^1/_2$ (I 270), und diese einzige Ziffer reicht hin, um das Elend der Mannschaft gründlich zu erläutern. Vivenot weiß dann (II 192) freilich über verschiedene anderweitige Posten zu klagen, die zum Besten Dritter den Haushalt der östereichischen Armee geschmälert hätten: er bezeichnet insbesondere als Ueberbürdung des kaiserlichen Schatzes die vertragsmäßige Lieferung von Brod und Heu an 20000 Preußen, die Besoldung des französischen Emigrantencorps, die Instandsetzung aller Reichsfestungen. Ich will nicht urgiren, daß alle diese Ausgaben auch dem österreichischen Rheinheer zur Lösung seiner militärischen Aufgabe unmittelbar zu gute kamen; wohl aber ist zu bemerken, daß die beiden ersten Posten höchst unbedeutend waren (Sold der Emigranten für das Jahr 1794 etwas über $1^1/_2$ Mill., Verpflegung der Preußen etwas über 4 Mill.[6]), zusammen also monatlich etwa 500000 fl.), und der dritte der Hauptsache nach nur auf dem Papiere figurirte, da nach

6) Nicht ganz 4 Mill., wenn man den Betrag nach den hohen eng-

Vivenots eignen Angaben der Bau von Philippsburg und die Verproviantirung von Ehrenbreitstein nicht aus der österreichischen sondern aus der Reichscasse bestritten wurde (I 266) und noch im October in den „in Stand gesetzten" Festungen 466 Kanonen, 22123 Centner Pulver, 2171 Artilleristen fehlten (I 225), von den vorhandenen Geschützen aber in Mannheim zwei Drittel von Bayern geliefert waren (II 112). Man rechnet also eher zu viel als zu wenig, wenn man die Summe zieht, daß Oesterreich 1794 rund 20 Mill. Gulden für die Vertheidigung des Oberrheins bezahlt resp. angeliehen hat.

Hr. von Vivenot nimmt einmal Aergerniß an meinem Worte: es sei im 18. Jahrhundert für die Vertheidigung der Rheingrenze gegen die Franzosen nicht viel erhebliches durch Oesterreich geschehen. Wie ich denke, hat er für die Revolutionszeit die Wahrheit derselben durch seine Mittheilungen sattsam erwiesen.

Er vervollständigt dieselben endlich noch durch eine weitere schätzbare Enthüllung. Daß er selbst sie umgekehrt als Beweis für die ungeheure Energie und Opferwilligkeit Oesterreichs in diesem Kriege einführt, ändert natürlich nichts an der Bedeutung ihres Inhaltes. Oesterreich hatte, wie anderwärts aus amtlichen Quellen nachgewiesen ist [7]), 1792 sich mit der Aufstellung von 71000 Mann zur Bekämpfung der Revolution begnügt und dieselben allmählich auf die vorher nach Vivenot angeführte Streitkraft von 200000 Mann, also nicht völlig ein Procent seiner Bevölkerung, verstärkt. Da es sich um streitende Armeen handelt, so versteht es sich, daß fortdauernde Ergänzung für den Abgang an Todten, Verwundeten und Vermißten erforderlich war, und Vivenot giebt dann hierüber aus einem Berichte des Hofkriegsrathes die Auskunft, daß aus den Erblanden zu diesem Zwecke im Jahre 1792 5545, im Jahre 1793 44022, im Jahre 1794 37049, im Jahre 1795 13311, im ganzen

---

lischen Ansätzen des Haager Vertrages berechnet, indeß berichtet General Wartensleben (II 430) der Betrag sei höher als 4 Millionen.

7) Geschichte der Rev. Zeit I 561 d. 2. Auflage.

also in vier Kriegsjahren 99927 Mann zu den Armeen in Belgien, Rheinland, Italien gesandt worden seien. Ein Opfer von fast hunderttausend Menschen ist an sich wahrhaftig keine Kleinigkeit: der große, kräftige und erfolgreiche Krieg ist aber ohne entsprechende Opfer überall nicht durchzuführen, und kein Kenner moderner Kriegsgeschichte wird behaupten, daß bei einem unglücklichen Kriege ein Abgang, nicht bloß an Todten, sondern dazu an Kranken, Verwundeten und Vermißten, der wie hier im Jahresdurchschnitt noch nicht ein Sechstel des kämpfenden Bestandes erreicht, ein besonderes Zeugniß für Ernst und Energie der kriegführenden Macht ablege. Sieht man jene Zahlen näher an, so fällt besonders das Mißverhältniß zwischen 1793 und 1794 in das Auge. In den letzten Wochen des Jahres 1793 erlitt das österreichische Rheinheer Niederlagen, die ihm eine Einbuße von 20000 Mann bereiteten: der Ersatz dafür konnte aus den Erblanden erst im Laufe des Jahres 1794 abgehen und befindet sich also nach Vivenots Worten noch unter den 37000 Mann, welche er als Rüstung des letztgenannten Jahres aufführt. Es zeigt sich hiemit, daß für alle die gewaltigen Kämpfe und Verluste von 1794, durch welche allein das belgische Heer von 106000 Mann im März auf 70—80000 Mann im Juli herunterkam, Oesterreich bis zum 31. December nicht mehr als 17000 Mann Nachschub geliefert hat. Also vom 1. Januar 1793 bis zum 1. April 1794 rund 64000 Mann Ersatz, bei einem wahrscheinlich viel geringern Verlust [8]), vom 1. April bis zum 31. December 1794 aber nur 17000 Mann bei einer doppelt so großen Einbuße. Die Recrutirung mochte mit jedem neuen Kriegsjahr schwieriger werden, aber sicher damals noch nicht die Completirung der activen Armee, da man ja 1794 vollkommen verfügbar 144000 Mann an Garnisonen in den Erblanden besaß. Für den Contrast jener beiden Ersatzziffern giebt es nur einen Grund, und dieser ist ebenso unverkennbar wie politisch er-

8) Nach den amtlichen Angaben bei Witzleben, Coburg Band II hatte das österreichische Heer in Belgien 1793 einen Abgang an Todten, Verwundeten und Kranken von 17—18000 Mann. Es ist nicht denkbar, daß das italienische und bis Mitte December das rheinische Heer zusammen mehr eingebüßt haben sollten.

heblich. Im Jahre 1793 hatte die österreichische Regierung Herz und Eifer zum belgisch-rheinischen Kriege, im Jahre 1794 lag ihr Interesse ganz und gar auf andern Gebieten.

Dieß führt uns sofort auf eine der wichtigsten Fragen, die in dem Verlaufe des Revolutionskrieges den Blick des Beobachters fesseln, die Frage, in wie weit eigene politische Erwägung zu dem Rückzug der Oesterreicher aus Belgien im Sommer 1794 mitgewirkt hat. Nach vielfacher Prüfung der Zeugnisse war ich zu dem Schlusse gekommen, daß unmittelbar nach der Schlacht von Tourcoin, am 24. bis 28. Mai, vier Wochen nach der Eröffnung des Feldzuges, der Beschluß zur freiwilligen, wenn auch langsamen Räumung des Landes von dem Kaiser, Thugut und Waldeck gefaßt worden sei. Der Grund war immer wieder die polnische Sache: Kosciusko hatte seine Erhebung begonnen, und die Preußen waren in vollem Marsche gegen Krakau; Oesterreich aber wollte die polnischen Südprovinzen schlechterdings nicht dem gehaßten Nebenbuhler zufallen lassen und im Nothfalle die Anwendung der Waffengewalt nicht scheuen. Eine solche Aussicht ließ natürlich die Verwendung der Hauptkraft der Monarchie im fernen Westen, in Belgien, nicht mehr zu und mahnte überhaupt, wenn es möglich wäre, sich aus dem französischen Kriege herauszuziehen. Witzleben in seiner trefflichen Biographie des Prinzen Coburg eignete sich nach genauester Revision des Quellenmaterials diese Ansicht in soweit an, daß er Thugut und Waldeck für die bewußten Urheber der Räumung Belgiens erklärte, nur hätte nach seiner Meinung der Kaiser die Vorschläge jener Männer nicht genehmigt, vielmehr die fortgesetzte Vertheidigung des Landes befohlen, und es sei also fortgekämpft worden; Thugut aber hätte seinen Zweck dennoch erreicht, durch Hinderung aller Maßregeln, ohne welche die Behauptung Belgiens unmöglich war. Man sieht sofort, daß diese Differenz unserer Ansichten für die Sache wenig austrägt. Die von Witzleben angenommene Meinungsverschiedenheit zwischen Franz und Thugut wäre erheblich für die persönliche Charakteristik der beiden Männer, für den Verlauf der Ereignisse aber, der auch nach Witzleben sich ganz im Sinne des Ministers vollzieht, von gar keinem Belang. Hiezu kam nun, daß Witzlebens Beweismittel für die kriegerische Stimmung des Kaisers hauptsächlich dessen Briefe an Coburg

vom 15. Juli und den folgenden Wochen waren: dieß aber hatte auch meine Darstellung bemerkt, daß die herrschende Ansicht zu Wien im Juli einen Umschlag erlitt und die Räumung Belgiens aus verschiedenen Gründen damals unterbrochen wurde. Denn einmal rückte in jener Zeit, wie Thugut es selbst dem preußischen Gesandten aussprach, durch Robespierres Fall die Hoffnung auf einen Frieden mit Frankreich wieder in weitere Ferne, und man wünschte jetzt den durch die Franzosen belagerten Festungen Hilfe zu bringen. Sodann drängte England auf kräftige Erneuerung des niederländischen Krieges, eröffnete Aussicht auf ansehnliche Geldunterstützung und sprach damit ein dem Wiener Cabinete höchst eindringliches Wort aus. Demnach wurde die Armee zum Aushalten an der Maas ermahnt, und sogar Pläne zum Wiedervorbrechen nach Belgien geschmiedet. Als sich aber im September die Unterhandlung mit England zerschlug, wurde sofort auch der Rückzug fortgesetzt und die Armee auf das rechte Rheinufer hinübergeführt. Es erhellt hiemit, daß kaiserliche Briefe vom August für die kaiserliche Meinung im Mai und Juni nicht ohne weiteres beweisend sind: aus dem Umstande, daß Franz im Sommer seinen Feldherrn zu Kampf und Angriff mahnte, läßt sich kein Schluß auf die österreichische Politik im Frühling ziehen.

Mit großem Nachdrucke tritt nun Vivenot dieser Auffassung im allgemeinen entgegen. Mehrmals erklärt er die Geschichte der freiwilligen Räumung Belgiens für ein grundloses Märchen. Er beklagt, daß der sonst wahrheitliebende Witzleben sich durch „die kleindeutschen Geschichtsbaumeister" habe blenden lassen, daß er nach den ächten Dokumenten zwar den Kaiser freispreche, aber nach jenen giftigen Erfindungen Thugut belaste. Triumphirend verkündet er (II 260), daß er jetzt im Wiener Archiv die ganze Correspondenz des Kaisers mit Coburg und Waldeck gefunden habe, aus der Witzleben einige der wichtigsten Stücke mitgetheilt, und nun ergebe sich, daß die Concepte jener Briefe „eben alle eigenhändig von Thugut entworfen seien", dessen Anschauungen also in diesem Falle „schon am allerwenigsten" von jenen des Kaisers getrennt werden können. Damit schien denn „die kleindeutsche Geschichtsbaumeisterei" wenigstens an dieser Stelle ad absurdum gebracht. Tiefaufath-

mend wischt der Hr. Hauptmann sich den Schweiß von der Stirne. Zu welcher schweren Aufgabe, ruft er, ist es geworden, bei der alljährlich den Büchermarkt überfluthenden Menge neuer kleindeutscher Geschichtswerke der Wahrheit Durchbruch zu verschaffen!

Wie mir scheint, hat unser tapferer Autor den Punkt, auf welchen alles ankommt, gar nicht wahrgenommen. Die erste Frage ist natürlich: aus welcher Zeit sind jene Thugutschen Concepte? Die von ihm bekämpfte Meinung geht dahin, daß die österreichische Regierung bis zum 24. Mai Belgien ernstlich vertheidigt, Juni und Anfang Juli das Land aufzugeben beabsichtigt, Ende Juli, August, September die Räumung unterbrochen und neue Kämpfe erwogen hat. Wenn also Vivenot hieran etwas ändern will, so bedarf er zu diesem Behufe offenbar neuer Actenstücke aus der Zeit vom 24. Mai bis zum 15. Juli. Hat er dergleichen nicht, so kann sein Declamiren überall nur die Lachmuskeln seiner Leser reizen — und ich besorge allerdings, daß er sich in diesem Falle befindet, gerade weil nach seiner Aussage jene Briefe sämmtlich von Thugut concipirt sind, in jenem entscheidenden Zeitabschnitte aber Thugut keineswegs immer in der persönlichen Umgebung des Kaisers war. Indessen, wir wollen einmal annehmen, das Gegentheil finde Statt: er besitze einen kaiserlichen von Thugut redigirten Brief, etwa aus dem Anfang des Juni, erfüllt von Schlachtplänen und Befehlen zu energischem Kampfe — was hätte er damit gewonnen? Was die Sache betrifft: war denn bei der damaligen Lage die Räumung Belgiens irgendwie möglich ohne Kämpfe, ohne ernstliche, blutige Kämpfe? Handelte es sich etwa, nach unserer Ansicht, um ein blindes, hastiges Flüchten, um ein athemloses Davonlaufen? Oder war nicht, wie wir glauben, Thuguts Wunsch der, sich mit Frankreich möglichst vortheilhaft auseinander zu setzen, vor allem aber die Armee für die Händel in Osteuropa verfügbar zu haben? Und läge irgendwie ein Widerspruch zwischen dem einen Satze, vor allem dürfe die Armee nicht unlösbar in die französischen Händel verstrickt oder gar ihr Bestand auf das Spiel gesetzt werden — und dem andern, so lange man noch auf belgischem Boden und den Franzosen gegenüberstehe, sei es wünschenswerth, die frühere Ueberlegenheit über diese möglichst zu behaupten?

Hr. v. Vivenot nimmt bei seinen Auslassungen die Miene an,

als sei „das Märchen" von der freiwilligen Räumung Belgiens eine kleindeutsche Erfindung aus blauer Luft heraus; er ignorirt die zahlreichen urkundlichen Beweise für Thuguts Gesinnung, so ausdrücklich sie auch bei Häusser, Witzleben und mir bezeichnet sind. Einen einzigen derselben führt er an, den Bericht des preußischen Militärbevollmächtigten Grafen Dönhoff an seinen König, daß Fürst Waldeck (ein Parteigenosse Thuguts) ausdrücklich versichere, er zuerst habe dem Kaiser den Abzug der Truppen aus Belgien vorgeschlagen; und leicht genug wird Vivenot damit fertig, Dönhoff sei nicht der Mann gewesen, um einen Waldeck zu durchschauen. Nun war Dönhoff nach der Meinung seiner eigenen Regierung nicht so begabt wie sein Vorgänger im Amte, Graf Tauenzien; Thugut aber klagt nicht über seine Unfähigkeit sondern über seine „gehässige Spionage" und seine „giftigen Berichte"; dagegen findet ein, auch nach Vivenot, wahrheitsliebender Beurtheiler wie Witzleben in Dönhoffs Berichten ebenso viel politischen wie militärischen Verstand, so daß selbst ein subjectives Urtheil des Grafen über Waldeck immerhin Beachtung fordern müßte. Vor allem aber, es handelt sich hier ja gar nicht um Dönhoffs Meinungen, nicht um das Durchschauen versteckter Pläne, sondern um die einfache Fähigkeit, eine sehr klare und trockne Aeußerung zu hören und zu berichten. Vivenot ist freilich im ganzen nicht abgeneigt, alle preußischen Depeschen dieser Zeit als planmäßige Lügen zur Begründung der heutigen „kleindeutschen Geschichtsbaumeisterei" zu betrachten[9]): wie er denn von deren weither minirender Thätigkeit die beneidenswerthesten Anschauungen hat. Indessen, wenn in diesem Falle Dönhoff gelogen hat, so theilt dieses Vergehen auch der Herzog von York, der schon aus dem Juni ganz dieselben Aeußerungen Waldecks der englischen Regierung meldet, und diesen Bericht im Juli wiederholt, und Waldecks Reden ausdrücklich als Eingebungen Thuguts bezeichnet. Auch Lord Elgin muß dann bei Vivenot in gleiche Verdammniß gerathen, denn auch er meldet Ende Mai seinem Minister, daß Thugut ihm offen erkläre, es sei nicht seine Schuld, wenn der Kaiser den Feldzug nicht mit der Räumung Belgiens begonnen habe; er (Elgin) könne nicht Worte finden, stark genug,

9) II 460.

um die Festigkeit auszudrücken, mit welcher der verhängnißvolle Entschluß gefaßt scheine. Im August, wie erwähnt, war man in Wien noch einmal auf belgische Kriegspläne zurückgekommen; man wünschte englische Subsidien zu gewinnen und mußte also dem Hauptwunsche der Seemächte, der Vertheidigung Niederlands, sich wenigstens einigermaaßen günstig zeigen. Demnach erklärte der österreichische Gesandte im Haag, allerdings betrachte der Kaiser Belgien nur als eine lästige Besitzung, er schätze es aber als ein Band zwischen sich und den Seemächten und werde streben es wieder zu erobern; leider mußte der Gesandte sogleich nach Wien berichten, daß von seiner Versicherung nur die erste, nicht aber die zweite Hälfte in Holland Glauben finde — und wie sich versteht, ist Hr. v. Vivenot über die Holländer ebenso entrüstet, wie über die kleindeutschen Geschichtsbaumeister. Er hätte noch weitern Anlaß zum Zorn finden können, wenn er gewußt hätte, daß zu derselben Zeit der englische Minister Lord Spencer aus Wien seinen Collegen meldet, Thugut versichere ihm fort und fort, Belgien sei kein Opfer werth, es trage jährlich dem Kaiser kaum 200 Pfund Sterling ein. Vollends „vom kleindeutschen Giftsamen befangen" erscheint dann neben Spencer der englische Diplomat Thomas Grenville, der im September aus Wien seinem Bruder schreibt, Thugut werde jede kriegerische Maßregel zu Gunsten Belgiens hindern, er habe nur Sinn für seine Eifersucht gegen Preußen in der polnischen Sache. Einer der nächsten Freunde Thuguts war der englische Gesandte in Wien Sir Morton Eden; dessen Bruder Lord Auckland, sonst ein entschiedener Widersacher Preußens, hat doch auch eine unglückliche Stunde giftiger Geschichtsbaumeisterei gehabt und schreibt an Pitt: von der Zeit, daß der Kaiser im Mai Belgien verließ, waren seine Minister offenbar von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Fortsetzung des französischen Krieges aufzugeben, und hatten den Beschluß gefaßt, die deutsche Grenze, Belgien und Holland ihrem Schicksal zu überlassen. Diese Berichte sind zum größten Theile längst gedruckt: ich begreife wohl, daß Hr. v. Vivenot, dessen Forschungen noch jung sind, die betreffenden Bücher „zu seinem Leidwesen noch nicht in den Bereich seines Studiums gezogen hat" (II 260): bei einer so unvollständigen Vorbereitung thut aber ein wissenschaft-

licher Anfänger immerhin wohl, etwas ruhiger aufzutreten als Hr. v. Vivenot. Auch die Thatsache scheint noch nicht „in den Bereich seiner Forschung" getreten zu sein, daß im Frühling 1795 eine starke Partei in Wien existirte, welche nicht bloß wie Thugut 1794 gegen Entschädigung, sondern auch ohne jeglichen Ersatz auf Belgien zu verzichten mahnte — obwohl auch hierüber eine seit Jahren gedruckte Denkschrift des Grafen Trautmannsdorf interessanten Aufschluß giebt. Es ist ihm ergangen, wie es jedem Ununterrichteten geht, der plötzlich in die Actenmasse eines großen Archivs versetzt wird: die Fülle der Papiere schlägt über seinem Haupte zusammen, und alle sonstigen Wahrnehmungen und alle eigenen Gedanken gehen ihm darüber verloren.

Bis hierhin also ist unser Ergebniß folgendes. Thugut hatte (nach seinen Worten zu Lord Elgin) alles gethan, um beim Beginn des Feldzugs den Kaiser zur Räumung Belgiens zu vermögen. Auf die Krakauer Nachrichten bestimmten er und Waldeck den Kaiser, zunächst persönlich Belgien zu verlassen und nach Wien zurückzugehen; für die Verstärkung der hartbedrängten Armee geschah gar nichts. Im August stellte er, dem Gelde der Seemächte zu lieb, einige Anstrengungen für Belgien in Aussicht, erklärte aber dem Lord Spencer sehr bestimmt, Oesterreich betrachte die Behauptung Belgiens nicht als ein eigenes sondern nur als ein englisches Interesse und wolle dafür lediglich aus bundesfreundlicher Gefälligkeit kämpfen. Als der Bundesfreund aber die gewünschten Subsidien nicht im vollem Umfange bewilligte, zogen die österreichischen Heere fast ohne Kämpfe von der Roer ab und über den Rhein zurück. Vom ersten Tage des Feldzuges an bis zur letzten Stunde seines Commandos hatte der Prinz von Coburg nach Verstärkungen gerufen, weil sonst Belgien gegen die Uebermacht des Feindes nicht zu halten sei. Er proponirte zuerst Verhandlungen mit Preußen; der Kaiser wollte mit Preußen nichts zu schaffen haben. Er bat dann um Zusendungen von der österreichischen Oberrheinarmee; der Kaiser sagte, daß diese höchstens 8000 M. entbehren könne. Es kam hiernach zum Rückzug an die Maas; der Kaiser befahl am 15. und 31. Juli neue Heldenthaten und meldete, daß er das Blankensteinsche Corps zur Verstärkung sende; Coburg mußte darauf mit

Kummer constatiren, daß die Reste dieses Corps nur noch drei Bataillone betrugen. Und dieß alles geschah, während in den von niemand bedrohten Erblanden 144000 M. (nach dem Minimalsatze) völlig unthätig in Garnisonen lagen, davon allein in Böhmen und Mähren nahe 40000 M., welche allerdings hier unabkömmlich waren, nachdem der Kaiser am 17. Februar die sichere Besetzung der dortigen Festungen, gegenüber Preußen und Rußland wie der Hofkriegsrath erläuterte, angeordnet hatte. Es bedarf keiner Bemerkung, daß weder in Preußen noch in Rußland ein Mensch an einen Angriff auf Böhmen dachte, wohl aber Oesterreich entschlossen war, etwaige preußische Pläne in Polen zu hindern. Jene 40000 M. hätten zur Rettung Belgiens ausgereicht; aber sie mußten wegen des polnischen Haders, auf die Gefahr Belgien einzubüßen, in Böhmen und Mähren bleiben. Es ist Vivenot selbst, welcher diese schlagende Illustration zu Grenvilles Worten mittheilt: Thugut hat kein Interesse für Belgien, sondern nur Sinn für die Eifersucht gegen Preußen in der polnischen Sache. Daß diese Eifersucht des Ministers von dem Kaiser in vollem Maaße getheilt wurde, ist außer allem Zweifel, und wenn Witzleben Recht hat, bei diesem in der belgischen Frage eine zähere Kriegslust als bei Thugut zu vermuthen, so stellt sich das Verhältniß lediglich so, daß Franz mit einer bei Fürsten zuweilen vorkommenden Unbefangenheit zwei widersprechende Wünsche neben einander festhielt, während sein Minister mit kälterer Consequenz nur das eine Object lebhaft verfolgte und das andere gleichgiltig hinwegwarf. Grenville war der Meinung, daß so die Sache stehe, und der Kaiser zwar mit seinem Herzen an der belgischen Sache hänge, aber trotzdem in seinen Handlungen von Thugut bestimmt werde. Auch die Durchsicht der mir durch Hrn. Gachards Güte neulich zugänglich gewordenen Acten der Brüsseler Landesverwaltung führt auf dieß Ergebniß und macht es wahrscheinlich, daß der Kaiser bei seiner Abreise aus Belgien im Juni Thuguts Wünsche auf die Räumung des Landes noch nicht durch ausdrücklichen Befehl sanctionirt, allerdings aber alle einzelnen Maßregeln genehmigt hatte, wodurch diese Räumung voraussichtlich und unvermeidlich wurde.

So stand es mit der österreichischen Kriegführung in Belgien. Treten wir nun zu dem preußischen Heere am Mittelrhein hinüber.

Ich habe oben angeführt, daß nach dem feindseligen Auftreten Oesterreichs in der polnischen Sache Preußen seit August 1793 sich zu keinen Anstrengungen für Oesterreichs Kampf gegen die Franzosen mehr verpflichtet erachtete. Wäre es nach Lucchesinis und Mansteins Wünschen gegangen, so würde schon damals Preußen von der Coalition zurückgetreten sein: es stand aber hier ähnlich wie auf der österreichischen Seite, die persönliche Kriegslust des Monarchen sträubte sich gegen die particularistischen Erwägungen seiner Staatsmänner, und der König entschloß sich April 1794 im Haager Vertrag, gegen starke englisch-holländische Subsidien seine Rheinarmee gegen Frankreich fortkämpfen zu lassen. Fast in demselben Augenblicke aber erfolgte Kosciuskos Losbruch in Polen; 50000 Preußen wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt, und Manstein erreichte, daß der König persönlich sich nicht zum rheinischen, sondern zum polnischen Kriegstheater verfügte — genau so, wie vier Wochen später Thugut seinen Souverain aus Brüssel nach Wien, von den belgischen zu den polnischen Händeln hinüberführte. Es stand seitdem fest, daß Preußen für den französischen Krieg schlechterdings nur das unvermeidliche und unabweisbare leisten würde.

Wenige Wochen später fiel Krakau in preußische Hände, und Oestereichs Absicht, mit allen Mitteln Preußens Wachsthum auf diesem Gebiete zu bekämpfen, trat mit unverkennbarer Deutlichkeit hervor. Die entsprechende Folge war der Entschluß Preußens, die deutsche Reichsgrenze immer noch decken zu helfen, aber vor allem, seine Rheinarmee nicht weiter als äußerst nöthig zu verwickeln, sie vielmehr jeder Zeit anderweitig verfügbar zu halten und gewiß nicht durch preußische Siege die Macht des feindseligen Alliirten unwiderstehlich gegen Preußen selbst zu machen. Von einer glänzenden oder auch nur erfolgreichen Kriegführung konnte unter solchen Verhältnissen keine Rede sein. Man blieb in der einmal eingenommenen Stellung in der Pfalz, vor Mainz, auf dem Hundsrück; man wehrte französische Angriffe auf preußische Heertheile nach Kräften ab; aber man hatte keinen Gedanken an ein durchgreifendes Zusammenwirken mit den Alliirten, blickte fort und fort nach Osten hinüber und hätte viel darum gegeben, auf leidliche Art sich aus dem französischen Kriege herauszuwinden.

Dieß ist, in kurzem Abriß, die Darstellung, wie sie meine Geschichte der Revolutionszeit giebt. Wo Hr. v. Vivenot es gelesen, daß ich die Preußen in diesem Feldzug als kriegsmuthig und thatendurstig geschildert, weiß ich nicht zu sagen. Im ganzen und großen bringt auch er aus seinen Acten keinen andern Thatbestand zum Vorschein; unsere wesentliche Differenz besteht darin, daß er jene Haltung der Preußen kurzweg als reichsverrätherisch bezeichnet und ihr allein, ohne Rücksicht auf Oesterreichs Verhalten in Belgien und Polen, die Verantwortlichkeit für die französischen Triumphe zuschiebt. Indessen an einigen Stellen will diese Position seinem Eifer doch nicht genugthun, und er liefert neue Auffassungen auch der einzelnen Facta, die mich zu einigen begleitenden Bemerkungen veranlassen.

Als England im Frühling 1794 mit Preußen den Haager Vertrag unterhandelte, hatte der König, erzürnt über Oesterreichs Haltung, eben den Befehl an General Möllendorf gesandt, seine Stellung am Mittelrhein zu verlassen und über Cöln nach Westfalen zurückzumarschiren. Die Aufregung darüber war in Mainz gewaltig; alle Welt fürchtete einen unaufhaltsamen Einbruch der Franzosen, und es war Lord Malmesbury, der englische Unterhändler selbst, welcher dem preußischen Minister Haugwitz den Befehl für Möllendorf entriß, in Mainz auf dem bisherigen Posten zu bleiben. Bald nachher wurde im Haager Vertrag bestimmt, daß der König ein Heer von 62000 Mann für die Interessen der Seemächte aufstellen, daß dessen Eroberungen zur Verfügung der Seemächte stehen, daß diese dafür beiläufig zwei Mill. Pfund Sterling bezahlen sollten. Kaum aber war dieses verabredet, so entstand zwischen den Contrahenten ein heftiger Streit über die Art der Verwendung der preußischen Regimenter. Lord Malmesbury forderte, daß dieselben schleunigst nach Belgien abrücken sollten, General Möllendorf aber erklärte, daß sie wegen des verspäteten Eintreffens der englischen Gelder erst im Juli mobil gemacht und überhaupt zur Deckung des Mittelrheins nicht entbehrt werden könnten. Es versteht sich, daß Vivenot hier mit voller Entschiedenheit die Partei Malmesburys ergreift; ja er setzt noch über dessen Beschwerden hinaus die Anklage hinzu, Möllendorf habe nach dem

Haager Vertrag zur Verfügung der Seemächte 62400, nach dem Berliner Bündniß [10]) 20000 M. zur Verfügung Oesterreichs haben sollen, habe aber bei der treulosen Vertragsbrüchigkeit seiner Regierung statt 82400 niemals mehr als 50, höchstens 55000 M. wirklich gehabt.

Gehen wir diese Streitpunkte einzeln durch.

Haugwitz entwickelte dem österreichischen Gesandten Grafen Lehrbach einmal, der Haager Vertrag fordere nach dem ihm beigefügten Specialetat für die Zwecke der Seemächte von Preußen etwas über 50000 Combattanten nebst ungefähr 11000 Nichtcombattanten (Aerzte, Fuhrwerk, Bäcker, sonstigen Troß): nun habe Möllendorf 70000 Combattanten, also 50000 M. Hilfstruppen für England, 20000 für Oesterreich. Vivenot will von dieser Erörterung nicht ein Wort gelten lassen (II 447). Von jenem Etat, ruft er aus, (der 11000 Nichtcombattanten aufzählte) war Malmesbury gar keine Erwähnung gemacht. Er hat allerdings Malmesburys Tagebücher gelesen, in denen der Etat nicht vorkommt, aber auch hier wieder die Hauptsache, nämlich den Text des Vertrags, nicht „in den Bereich seiner Forschungen gezogen." Dessen Anfangsworte besagen, daß Se. Preußische Majestät sich verpflichten, 62400 Mann *nach dem Etat, der auf ihren Befehl den Ministern der Seemächte überliefert worden*, auszurüsten, und daß *dieser Etat als Theil des gegenwärtigen Tractats angesehen werden soll*. Der Etat selbst ist meines Wissens nicht gedruckt worden, doch kann ich Hrn. v. Vivenot versichern, daß er jene von Haugwitz erwähnten Ziffern über Combattanten und Nichtcombattanten enthielt, daß mithin der Betrag von 50000 Combattanten Preußens vertragsmäßige Leistung für die Seemächte war.

Nun theilt, wie oben bemerkt, Vivenot selbst einen detaillirten Standesausweis über die Effectivstücke Möllendorfs mit, der, ganz wie Haugwitz sagt, auf etwas über 70000 M. Infanterie, Cavalerie, Artillerie, also Combattanten abschließt. Freilich setzt Vivenot die großen Worte hinzu: ein effectiver Standesausweis, der als

10) Vivenot redet statt dessen fortdauernd mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit von einem sonst unbekannten „Pillnitzer-Tractat vom 7. Februar 1792."

solcher immer ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden ist: aber wir haben auch schon gesehen, daß er sonst es so ernst nicht damit meint, daß er bei andern Stärkeangaben effective Standesausweise unbedenklich für voll rechnet. Gewiß, der zum Gefecht ausrückende Stand war auch bei Möllendorf, der wie jeder andere Feldherr Kranke, Blessirte, Arrestanten hatte, nicht so stark wie die Effectivliste: nur wird kein verständiger Mensch hierin einen Vertragsbruch finden wollen. Es gab allerdings eine andere Thatsache, welche wenigstens dem Geiste des Haager Vertrags nicht entsprach; aber gerade diesen einzigen stichhaltigen Vorwurf hat Hr. v. Vivenot „zu seinem Leidwesen nicht in den Bereich seines Studiums gezogen." Der Vertrag bestimmte nämlich im 1. Artikel, die preußische Armee solle so complet erhalten werden wie nur möglich; seit dem Beginn der polnischen Rüstung aber waren die Ersatzmannschaften dem Marschall Möllendorf nur sehr unvollständig zugekommen, so daß er selbst im Juni seinen ausrückenden Stand als kaum 40000 M. stark bezeichnete. Weiterhin wurde jedoch diesem Uebelstande zum größten Theile abgeholfen, und der ausrückende Stand wieder auf nahe 60000 Manu gebracht.

Daß diese Ziffer aber sofort auf die vertragsmäßige Effectivstärke von 70000 M. führt, ist an sich klar.

Möllendorf erklärte dem Lord Malmesbury im Juni ferner, er könne schon deßhalb keine weitern Märsche unternehmen, weil die von England verheißenen Gelder zur Mobilmachung der Armee noch nicht eingetroffen seien. Vivenot poltert auch hierüber, Preußen habe doch, als es den Vertrag abschloß, wissen müssen, daß die Geräthe zur Mobilmachung anzuschaffen seien, auch sei hinlängliche Zeit dazu vorhanden gewesen. Da er den Text des Vertrags nicht kennt, so kann er freilich nicht wissen, daß dort von England 300000 Pfund verheißen werden, um der Armee zu helfen à fournir aux prix de retablissement, et aux premières dépenses nécessaires pour mettre l'armée en état de mobilité et pour la porter aux points où elle devait agir. Schlimmer aber ist es, daß auch er in Malmesburys Tagebüchern und Briefen völlig übersehen hat, wie sehr der Lord die Unschlüssigkeit selbst beklagt, mit der seine Regierung die Sendung dieses Geldes Wochen lang verschleppt, so daß es erst

Anfang Juli in preußische Hände kam und Möllendorf also zu seinen Erklärungen vollen Grund hatte [11]).

Die Frage, ob die preußische Armee in den Niederlanden oder wie bisher am Mittelrhein operiren sollte, wurde von Lord Malmesbury mit General Möllendorf am 20. Juni und den nächstfolgenden Tagen verhandelt. Malmesbury forderte gemäß den Wünschen seiner Regierung den Marsch nach Belgien; Möllendorf begehrte in der Pfalz zu bleiben. Es kam dabei auf die doppelte Frage des Rechtes und der Zweckmäßigkeit an. Der General war der Meinung, Preußen habe bei der Wahl des Kriegsschauplatzes selbstständig mitzuberathen: Malmesbury aber erklärte, die Seemächte hätten darüber allein zu entscheiden und Möllendorf nur über die Details der Ausführung eine Stimme. Vivenot macht Chorus: „der König hatte nach den Tractaten über die Verwendung dieser Truppen gar nichts mehr zu verfügen; die Behauptung, daß das Militär mitzureden habe, wo und wie sie agiren sollten, war ganz gegen den Wortlaut der Tractate." Eine gewisse Keckheit steht einem beginnenden Schriftstellertalente nicht übel; rathsam ist es aber immer, die Dokumente vorher zu lesen, ehe man so schneidig über ihren Inhalt abspricht. Besagter Artikel des Vertrages bestimmt nun: (die preußische Armee) sera employée d'après un concert militaire entre S. M. Prussienne, S. M. Britannique et leurs H. P. les Etats-Généraux des Provinces Unies, là où il sera jugé le plus convenable aux intérêts des puissances maritimes. Nun ist es sehr begreiflich, daß nach den letzten Worten dieses Satzes Malmesbury denken mochte, die Seemächte, die doch über ihre eigenen Interessen die besten Richter wären, würden bei jenem concert militaire die factisch entscheidende Stimme haben: aber daß das Recht dieser Entscheidung nicht in Englands und Hollands Hand allein gelegt, sondern einer Verhandlung der Militärbevollmächtigten der drei Mächte überwiesen, daß also Preußen dabei mit einer selbständigen Stimme ausgestattet war, darüber läßt der Wortlaut des Tractates

11) Malmesbury III 97, 98, 99. Das Geld kam erst am 19. Juni nach Hamburg, und sollte am 6. Juli in Berlin eintreffen. Haugwitz an Malmesbury 28. Juni.

auch nicht den Schatten eines Zweifels. Auch wird es nicht erst der Bemerkung bedürfen, daß bei der vollen Souveränetät der drei Contrahenten hier nicht die Rede von Majoritätsbeschlüssen sein kann, sondern nur von dem Satze melior est vis negantis — es war nichts beschlossen, was nicht von allen dreien genehmigt wurde [12]).

Das schließliche Urtheil hängt also hier lediglich von der Frage der Zweckmäßigkeit ab, und hier stehen, so viel ich weiß, Malmesbury und Bivenot mit ihrem Urtheil ziemlich allein. Von Anfang neigte der Prinz von Coburg zu der Ansicht Möllendorfs und hielt die Gegenwart der preußischen Armee am Mittelrhein für das entschieden richtige [13]). Drei Wochen vor der Verhandlung zwischen Malmesbury und Möllendorf hatte Thugut dem Lord Elgin erklärt, nach seiner Ansicht sei die preußische Armee nicht nach Belgien zu ziehen. Auf der Reise in das preußische Hauptquartier hatte Malmesbury den Verdruß, daß holländischer Seits der Prinz von Oranien in einer ausführlichen Denkschrift dieselbe Meinung entwickelte. Bei der Conferenz erlebte er mit stillem Aerger, daß der beste der damaligen englischen Generale, Lord Cornwallis, die militärischen Argumente Möllendorfs mit tiefem Schweigen unwiderlegt ließ. Im

---

12) Ob insbesondere den Minister Haugwitz bei den Verhandlungen im Haag und Mastricht der Vorwurf der Doppelzüngigkeit treffe, ist eine weitere Frage. Häusser glaubt sie bejahen zu müssen, weil Haugwitz an Möllendorf schreibt, er habe bei dem concert militaire den Kriegsschauplatz nach eigenem Ermessen zu erwägen, während Malmesbury in seinem Tagebuche notirt, Haugwitz habe ihm in Mastricht gesagt, der König sei ganz einverstanden mit dem Marsche der Armee nach Belgien. Haugwitz aber hat diese Behauptung des Engländers gleich am 28. Juni in einem ausführlichen Briefe an Malmesbury bestritten, und aus der Antwort des letzteren theilt der Herausgeber nur den Satz mit, daß wenn sie sich leider über den Sinn des Vertrages mißverstanden hätten, eine offene Erklärung besser sei als Zank über die Bedeutung der Phrasen. Es steht also Erklärung gegen Erklärung; Haugwitz ist nicht immer zuverlässig, Malmesbury nicht immer exact, und nichts ist leichter denkbar bei jenen Mastrichter Gesprächen, als das Mißverstehn einer Haugwitzschen Aeußerung, daß der König mit dem Abmarsch einverstanden sei, wenn Möllendorf keine Bedenken habe.

13) Witzleben III 392.

Juli schrieb Kaiser Franz an Coburg, es sei zu beklagen, daß England jenen unthunlichen Plan, die Abrückung des preußischen Heeres nach Belgien, beharrlich verfolgt habe. Vivenot wird hienach einsehen müssen, daß nicht bloß kleindeutsche Historiker Möllendorfs Abneigung gegen den Marsch nach Belgien getheilt haben. Es versteht sich, daß für den belgischen Kriegsschauplatz eine Verstärkung von 40 oder 50000 Preußen eine sehr nützliche Sache gewesen wäre; ich will an dieser Stelle gänzlich von der Thatsache absehen, daß Thugut jedenfalls aus Belgien hinweg wollte, und die Möglichkeit einräumen, daß das Land mit jener Hilfe sich hätte behaupten lassen. Allein nun die andere Seite. Die von Möllendorf den Engländern entgegengestellte Frage, was unterdessen aus der Linie des Ober- und Mittelrheines hätte werden sollen, ist bis auf den heutigen Tag unbeantwortet geblieben. Malmesbury und Vivenot beruhigen sich bei der Erklärung des Herzog Albrecht, als Commandirenden der dortigen Reichsarmee, er sei mit Möllendorfs Abmarsch einverstanden, wenn 20000 Mann des preußischen Heeres bei ihm zurückblieben, nämlich das im Berliner Vertrage den Oesterreichern zugesagte Hilfscorps dieser Effectivstärke, also etwa 15000 Mann ausrückenden Standes, welche damals in Folge des mangelhaften Ersatznachschubs sich thatsächlich vielleicht auf 12000 reducirt hätten. Albrecht stand damals noch im Anfange seines Generalats, hatte vor kurzem die Genugthuung gehabt, gemeinsam mit Möllendorf die Franzosen aus der Pfalz hinauszuschlagen, hoffte von Tag zu Tag auf die Completirung der reichsständischen Contingente. Man begreift also, daß er in bestem Glauben jene Zusicherungen gab: weniger verständlich erscheint es aber, daß heute ein Schriftsteller, dessen halbes Buch die völlige Nichtigkeit und Hoffnungslosigkeit der Reichsarmatur zum Inhalte hat, noch jenen guten Glauben zu theilen affectirt, und statt Möllendorfs richtigeres Urtheil zu loben, den alten General als Landesverräther denuncirt. Vivenot ist es, der uns Albrechts Klagen mittheilt, daß er (außer den Preußen) nur 36000 Mann schlagfertiger Truppen zur Bewachung des Rheines von Basel bis Ehrenbreitstein habe, daß nach Garnisonirung der Festungen ihm nur 15000 Mann verfügbar bleiben, daß die Ausrüstung der Festungen völlig unzulänglich sei, daß die Reichscontingente aus einem bunt-

scheckigen, schlecht bezahlten, unbotmäßigen, mit geringen Ausnahmen unbrauchbaren Gesindel bestänben, daß er sich nur auf seine Oesterreicher verlassen könnte, daß aber auch diese durch Mangel an Geld, Lebensmitteln, Chirurgen, Tirailleuren und Officieren an ihrer Feldtüchtigkeit und Energie bedeutend gelitten hätten. Diesem kläglichen Zustande gegenüber hatten die Franzosen damals 65000 M. im Felde und 50000 M. in den Garnisonen; vierzehn Tage nach jenen Verhandlungen zwischen Malmesbury und Möllendorf erhielten sie aus der Vendee 20000 M. Verstärkung, und die ganze preußische und Reichsarmee hatte trotz blutiger Anstrengungen [14]) nicht Kraft genug, das Hardtgebirg gegen sie zu behaupten. Auf Möllendorfs Warnungen war dicht auf dem Fuße die traurige Bestätigung gefolgt. Der Abmarsch von 40000 Preußen hätte schon am 13. Juli die Franzosen zu Herren des ganzen linken Rheinufers gemacht.

In Belgien war damals Mitte Juli die Schlacht von Fleurus geschlagen, Brüssel verloren, Antwerpen aufgegeben, die kaiserliche Armee im vollen Rückzug zur Maas. Dieser Sachlage gegenüber hat Vivenot den Muth zu sagen, I 106: von diesem Tage (16. Juli) fing jene Kriegführung an, welche die Räumung der Niederlande zur Folge hatte!

Was in Wahrheit damals, wenn nicht anfieng, so doch immer wirksamer hervortrat, war die feindselige Spannung zwischen Wien und Berlin über die polnische Frage; das Andringen Thuguts in Petersburg, Preußen sich dort nicht ausbreiten zu lassen, die Ueberzeugung Preußens, sich ebenso behutsam gegen den kaiserlichen Alliirten wie gegen den französischen Widersacher decken zu müssen. In meiner Geschichte der Revolution habe ich, ebenso wie Häusser in seiner deutschen Geschichte, im einzelnen entwickelt, wie dieser Grund, und dieser allein es war, welcher die Kriegführung am Rheine lahm legte; wir, und ich darf es sagen, wir zuerst haben dadurch die Frage aus dem bodenlosen Gewirre der militärischen Con-

---

13) Preußischer Verlust vom 2—13. Juli 2000, österreichischer in den letzten Gefechten 500 Todte.

troversen herausgehoben, die nichts entscheiden und nichts entscheiden können, weil die thatsächliche Entscheidung nicht durch die militärischen Motive gegeben worden ist. Hr. v. Vivenot hat dieß alles gelesen, aber nicht ein Wort davon verstanden. Ganz stolz und vergnügt druckt er einen Haufen österreichischer Kriegsacten ab, treffliche Operationspläne, patriotische Vorschläge und lehrreiche Gutachten, vor allem aber bittere Beschwerden über die preußische Unthätigkeit und gravirende Aussagen obscurer Spione über die bedenklichsten Vorfallenheiten im preußischen Lager. Aus diesen Acten ergiebt sich dann ein wenig schmeichelhaftes Gesammtbild Preußens im ganzen und Möllendorfs im besondern, nicht bloß des Zurückhaltens von jeder weitaussehenden Offensivoperation, nicht bloß einer übervorsichtigen Conservirung der Truppen als höchsten Gesichtspunktes, sondern heimtückischer Beschädigung des Alliirten und verrätherischer Durchstechereien mit dem Feinde. Meint nun Hr. v. Vivenot im Ernste, daß in Berlin Mangel an dem genau entsprechenden Materiale sei, ebenso trefflichen Operationsplänen Möllendorfs, ebenso bitteren Klagen über die österreichischen Officiere, ebenso saftigen Rapporten aus den österreichischen Quartieren? Glaubt er wirklich, es könne nicht, bei entsprechender Anwendung seines Verfahrens, zu jeder Stunde aus den preußischen Dokumenten von der Reichsarmee ein ebenso rosiges, ebenso actenmäßiges Gemälde geliefert worden, wie er es von der preußischen Kriegführung entwirft? Es würde leicht genug sein, dieß für jeden Moment des Feldzugs im einzelnen anschaulich zu machen; es würde vor allem leicht sein, in Vivenots eigenen Erörterungen an dieser Stelle dieselbe Verworrenheit und Flüchtigkeit wie in den bisher besprochenen Abschnitten nachzuweisen: doch hieße es die Geduld des Lesers mißbrauchen, wollte ich Dinge discutiren, die in jedem Falle für das historische Gesammturtheil gleichgiltig sind. Hätte Möllendorf zehnfach weniger geleistet als er gethan, hätte er seine Armee nicht erst am 19. October sondern am 19. Juni über den Rhein zurückgeführt: vom englischen oder europäischen Standpunkte wäre Grund zur Klage über den tödtlichen Zwiespalt in der Coalition gewesen, der österreichische Alliirte aber, der in der polnischen Sache seit einem Jahre den offenen Angriff auf Preußens Interesse zur Schau trug,

hätte damit nur am Rheine geerndtet, was er an der Weichsel selbst gesäet hatte.

Nur einen Punkt aus dem Verlaufe der kriegerischen Ereignisse will ich etwas näher in Betracht ziehen, weil er von allgemeinerer Bedeutung ist, ich meine den Rückzug der Armeen über den Rhein.

Schon oben sahen wir, daß Vivenot die preußische Kriegführung für die Räumung der Niederlande haftbar machen möchte; in demselben Sinne sagt er von dem endlichen Abmarsch der belgischen Armee über den Rhein II 285: Die tiefe Erschöpfung der Truppen ließ es fernerhin nicht zu, daß mit ihnen allein fortgekämpft werde, während ... die Möllendorfsche Kriegskunst jede für Clerfait günstige Diversion der Kaiserlichen am Oberrhein zu verhindern wußte.

Wie verhalten sich hierzu, auch nach seinen Angaben, die Thatsachen?

Im August, wie erwähnt, war in Wien vorübergehend die Rede von einer neuen Offensive an der Maas, von einer Wiedereroberung Belgiens; Coburg verlangte dazu die Mitwirkung des englisch-holländischen Heeres und von Möllendorf die Besetzung des Hundsrück. Der preußische General übernahm die letztere, allerdings mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß er nur so lange an diese Abrede gebunden sein wolle, als die Oesterreicher nicht von der Maas gegen den Rhein retirirten. Dagegen kam Coburgs Nachfolger im Commando des belgischen Heers, Graf Clerfait, bald mit den Engländern in Weiterungen über den Operationsplan, deren Folge eine wochenlange Unthätigkeit war — in derselben Zeit, in der zu Wien die englisch-österreichische Unterhandlung über Subsidien zu fruchtlosem Ausgang gelangte und damit für Thugut der letzte Antrieb zu belgischen Kriegshändeln hinweg fiel. Am 18. September schrieb Clerfait an Herzog Albrecht (I 160): wenn Melas sich nicht zu Kaiserlich und die Preußen auf dem Hundsrück sollten souteniren können — wodurch der Feind fortfahren könnte, seine ganze Macht gegen mich zu wenden, und ich gezwungen werden sollte, über den Rhein zu gehn, müßte ich dieß um so mehr als das letzte Unglück betrachten, da ich kein Mittel weiß, wie sie (die

Armee) allda (also auf dem rechten Rheinufer) zu verpflegen. Seine Wünsche hinsichtlich des Mittelrheins wurden erfüllt, er selbst aber wurde am 19. September an der Ourthe von Jourdan besiegt und mit einem Verluste von 2000 M. zum Rückzug an die Roer genöthigt. Sein Heer war auch damals noch von ungefähr gleicher Stärke mit jenem des Gegners, etwa 76000 Mann, seine Truppen durch Jourdans Feldherrntalent zurückgedrängt, aber nicht zertrümmert und nicht demoralisirt, seine Aufstellung weder im Rücken noch in der Flanke gefährdet. Rechts von ihm stand Möllendorf dem französischen Moselheer, links York dem französischen Nordheer gegenüber, sie alle in diesem Augenblick völlig unthätig, aber unter einander sich beobachtend, so daß gegen Clerfait weder das Mosel- noch das Nordheer die geringste Entsendung zu machen wagte. Militärisch angesehen, war dort an der Roer, wenn Jourdan weiter nachdrängte, ein neuer heftiger Kampf zu erwarten, der von hüben und drüben mit gleichen Chancen zu führen gewesen wäre. Aber im österreichischen Hauptquartier war es bereits anders beschlossen. Als am 21. die Colonnenspitzen des Feindes sich zeigten, wich die Armee unter leichten Nachtrabscharmützeln zurück, sie wich unversehrt und langsamen Schrittes, aber sie wich, bis sie am 6. October den Rheinstrom passirte und das linke Ufer den Franzosen Preis gab. Die Kämpfe vom 21. bis zum 6. hatten ihr 171 Todte gekostet; es ist klar, daß dieß kein ernster Widerstand, daß es kein erzwungenes sondern ein selbstbeschlossenes Weichen war.

Hr. v. Vivenot meldet hier eine tiefe Entrüstung menschlichen Gefühles an, daß mir ein Verlust von 171 Todten nicht genug des von Oesterreich vergossenen Blutes sei, und erklärt meinen Schluß für vernichtet durch die Bemerkung, daß Oesterreich binnen vier Jahren 99000 M. Ersatztruppen in den Schlund dieses Krieges geworfen habe — als wenn die Kämpfe an der Roer dadurch ernstlicher würden, daß viele Tausend braver Oesterreicher ein Jahr früher bei Neerwinden oder vor drei Monaten an der Sambre umgekommen sind. Er bemerkt dann an einer andern Stelle I 163 selbst, daß „das Unglück der kaiserlichen Waffen doch nur von secundärer Wichtigkeit für die Entscheidung" gewesen; die eigentlichen Ursachen, fährt er fort, lagen tiefer und blieben damals der großen

Menge verborgen. Was nun bei ihm folgt, als Enthüllung der „eigentlichen“ verborgenen Urſache, werde ich in getreuem Auszuge berichten, auf die Gefahr hin, daß kein Menſch es mir glaubt, bis er Vivenots Text ſelbſt geſehen. Clerfait, bemerkten wir, ſcheute noch am 18. September vor einem Rückzug über den Rhein zurück, weil derſelbe aus dem reichen Jülicher und Cölner Lande in die viel unfruchtbareren Bezirke des Bergiſchen und des Weſterwaldes führen mußte. Nur waren die kurpfälziſchen und kurcölniſchen Behörden auf dem linken Ufer äußerſt träge und widerwillig für die Verpflegung der Armee, ſo daß dieſe trotz der Fruchtbarkeit des Landes Mangel litt. Daſſelbe Elend, erläutert nun Vivenot, erwartete die Armee auf dem rechten Rheinufer, wenn nicht alle Vorräthe geſammelt und aus den jülicher und cölniſchen Landen über den Strom geſchafft werden konnten. Das öſterreichiſche Commiſſariat verſuchte alſo die betreffenden Requiſitionen, wurde aber darin ſofort durch die Proteſte von Kurpfalz und Kurcöln geſtört; es war nicht möglich, Vorräthe auf das unfruchtbare rechte Ufer zu ſchaffen, und folglich — der Leſer iſt ſicher, daß folglich die Armee alle Kräfte zur Behauptung des linken Ufers aufbot, um nicht auf dem rechten zu verhungern — aber folglich ſagt S. 166 unſer unvergleichlicher Autor, mußte für Clerfait „der Uebergang über den Rhein als eine dringende unausweisliche Nothwendigkeit erſcheinen.“ Zumal er auch drüben immer wieder mit den beiden renitenten Regierungen, Kurpfalz und Kurcöln zu thun hatte!

Alſo das Unglück der Waffen war nur „ſecundäre“ Urſache. Die Schwierigkeit der Verpflegung war rechts vom Rheine ſchlimmer als links, alſo nur ein Grund gegen und nicht für den Rückzug. Was denn war deſſen „primäre“ Urſache? Ein kaiſerliches Handſchreiben vom 30. September ermahnte Clerfait das mögliche zu thun, um den Feind zu ſchlagen: ſollte es jedoch, ſetzte Franz in Vorausſicht aller Möglichkeiten hinzu, wider Vermuthen zu einem weitern Rückzuge kommen, ſo möge Clerfait wohl erwägen, wohin er am beſten zu richten ſei (I 160). Der allerhöchſte Wille, wie man ſieht, ſtrebte damals dem Feldherrn nicht vorzugreifen. Clerfait ſelbſt berichtet (I 285) am 7. October dem Kaiſer: ich habe dabei nur an das Wohl des Allerhöchſten Dienſtes gedacht; dieſer Rück-

zug im Angesicht eines zahlreichen Feindes ist ohne Uebereilung geschehen und nicht die Wirkung der Furcht gewesen. Er hielt sich nicht besiegt, er fürchtete sich nicht vor dem zahlreichen Feinde, er gieng über den Rhein nicht weil er mußte, sondern weil er wollte. Sagen wir zu viel, wenn wir hier ergänzen: nicht aus militärischer Nothwendigkeit, sondern nach der Politik seiner Regierung?

Indessen hielten die Preußen und Reichstruppen, wie Clerfait es im September begehrt hatte, den Hundsrück und Kaiserseſch besetzt. Sie hatten einen Feind vor sich, dessen Truppen geringer an Zahl, aber in einer Hand, wohlverpflegt und voll von Selbstvertrauen und Kampflust waren: als jetzt nach Clerfaits Rückzug eine zweite französische Armee das Cölner Land in der rechten Flanke der Verbündeten überschwemmte, hatten diese alle Ursache, ihre Stellung zu erwägen. Möllendorf und Herzog Albrecht stellten einer dem andern um die Wette die Gefahr der Lage vor, mahnten um die Wette einer den andern kräftig einzugreifen (Vivenot I, Abschnitt 6, wo die beiderseitigen Schreiben angeführt, natürlich aber nur Albrechts Betheuerungen für baare Münze genommen werden). Endlich am 16. erhielt Albrecht eine Botschaft des preußischen Generals, in welcher dieser auf seine Ehre verhieß, den begonnenen Rückzug auf Mainz zu unterbrechen und dem Feinde eine Schlacht zu liefern, — wenn die politischen Verhältnisse, setzte er am 17. hinzu, ihm den Aufenthalt auf dem linken Rheinufer verstatteten. Zwei Tage nachher am 19. empfing er aus Berlin eine königliche Ordre, den Rhein zu passiren, und 20000 M. seiner Truppen nach Polen zu senden.

Vivenot begnügt sich auch hier mit dem pathetischen Ausruf: ein Ehrenwort war gebrochen, „das Verfahren Möllendorfs war moralisch schlecht.“ Möllendorf war, wie nicht der Bemerkung bedarf, für die königlichen Ordre, die ihm die Lösung seines Wortes unmöglich machte, nicht verantwortlich: wodurch sie veranlaßt wurde, erzählt uns wieder Vivenot selbst aus den Acten in aller wünschenswerthen Naivität. Durch den Berliner Vertrag von 1792 waren Oesterreich und Preußen verpflichtet, wenn die verbündete Macht in einen Krieg verwickelt würde, ihr ein Hilfscorps von 20000 M. zu stellen, und wir sahen, daß ein Theil der Möllendorfschen Armee

zu diesem Zwecke von Preußen aufgestellt worden war. Als jetzt Kosciuskos polnischer Krieg begann, der König mit 50000 M. nicht im Stande war, Warschau zu nehmen, vielmehr Ost- und Südpreußen durch polnische Streifscharen beunruhigt wurden, sandte Preußen seinerseits am 9. September die Aufforderung nach Wien, Oesterreich möge nach dem Berliner Tractat ihm 20000 M. als Hilfscorps nach Polen schicken, und erklärte, als Oesterreich dieß am 9. October abschlug, dann das von ihm bisher an Oesterreich geliehene Hilfscorps gleicher Stärke für seinen polnischen Krieg verwenden zu müssen. Daß in Polen ein wirklicher, ernsthafter Krieg geführt wurde, daß seine erste Action von Polen gegen Preußen gerichtet war (Madalinskis Plünderung preußischer Cassen im April), daß im September zwei preußische Provinzen von polnischen Streifzügen heimgesucht wurden, dieß alles ist unläugbare Thatsache, und daß also von Rechtswegen der im Berliner Bundesvertrag bezeichnete casus foederis vorhanden war, hat bis heute noch kein Unparteiischer in Abrede zu stellen vermocht. Wie die Nachwelt das Verhältniß Preußens und Polens vom Standpunkte moderner Sitte betrachtet, ist hierfür ebenso gleichgiltig wie die historische Frage, ob bei dem österreichischen Kriege gegen Frankreich, zu dem Preußen sein Hilfscorps bisher gestellt, Moral und Freiheit und Fortschritt den Sieg des Kaisers oder der Revolution wünschenswerth machten. Genug die rechtliche Begründung der preußischen Forderung ist unzweifelhaft. Je deutlicher diese Sachlage ist, desto eifriger sucht Vivenot sie durch eine Fluth von schimpfenden Phrasen zu verdecken: „man staunt wirklich, ruft er, vor der Größe des Sumpfes von verabscheuungswürdiger Heuchelei, Lüge und Treulosigkeit, in welchen sich die preußische Politik von damals mit Wollust bewegte.“ (II 457). Zu dieser moralischen Aufwallung erhebt er sich zunächst durch die Wahrnehmung, daß Lucchesini damals von dem Könige den Auftrag erhielt, den Wiener Hof zu der gemeinsamen Anbahnung eines Reichsfriedens zwischen Deutschland und Frankreich aufzufordern — ein Vorschlag, über dessen Zweckmäßigkeit sich streiten ließ, der aber offenbar weder eine Illoyalität gegen Oesterreich noch einen Abfall von Deutschland in sich schloß, und der am allerwenigsten die gegen Polen erforderlichen Rüstungen über-

flüssig machen konnte — sodann durch die Behauptung, daß damals, 9. September, Möllendorf insgeheim schon Friedensverhandlungen mit französischen Behörden eingefädelt hätte — wozu in Wahrheit erst Ende September der erste Schritt geschah, höchst wahrscheinlich ohne Wissen des Königs und wieder ohne allen Einfluß auf Polen. Weder das eine noch das andere konnte Preußen irgendwie von Deckungsmaßregeln gegen Polen dispensiren: weder das eine noch das andere hat also das geringste mit dem Werthe des preußischen Hilfsgesuchs zu schaffen: und das sumpfige Wasser, welches Vivenot bei diesem Anlaß aufrührt, fällt mithin lediglich auf seinen Kopf zurück.

Es ist ganz wahr, daß Preußen, als es seine Aufforderung in Wien einbrachte, eine abschlägige Antwort voraussah und schon damals darauf gefaßt war, in diesem Falle sein Hilfscorps von 20000 M. aus dem Rheinland nach Polen abzurufen. Demnach, so ungefähr schließt jetzt Hr. v. Vivenot, war das ganze nur ein wohlausgedachtes Manöver, um den eigentlichen Wunsch des preußischen Hofs, die Ueberlieferung des deutschen Rheins in französische Hände, zur Ausführung zu bringen. Er übersieht dabei nur zwei Momente, deren jedes seinen Schluß zum Gegentheil wendet: einmal, daß nach dem Mißlingen der Belagerung von Warschau Preußen thatsächlich allen Grund hatte, seine Streitkräfte in Polen zu verstärken, und dann, daß es ganz und gar in Oesterreichs Hand lag, durch Erfüllung des Hilfegesuches die Abberufung der preußischen Truppen vom Rheine zu hindern. Freilich sagt Thugut in seiner Ablehnung am 9. October, Oesterreich sei durch die großen Anstrengungen des französischen Krieges völlig außer Stande, noch weitere 20000 M. nach Polen zu schicken, und es versteht sich, daß Vivenot gläubig zustimmt, was geschrieben stehe, stehe geschrieben. Er hätte hier, wie in manchen andern Fällen, lernen können, daß sogar die Lectüre der ministeriellen Depeschen einen ganz urtheilslosen Autor nicht immer zur Wahrheit führt. Er hat an dieser Stelle nicht bloß die 144000 M. Garnisonstruppen in den Erblanden vergessen, die er selbst in seinem ersten Bande aufzählt; er hat nicht bloß übersehen, daß Thugut selbst von einem (über 14000 Mann starken) Observationscorps in Galizien redet, welches niemanden

sonst zu observiren hatte als gerade die polnischen Insurgenten, also seinen Beruf keineswegs verfehlte, wenn es gegen dieselben nach Preußens Wunsch zu operiren begann: sondern er hat auch vergessen, daß bei jener kampflustigen Conjunctur im Juli und August der Kaiser den General Harnoncourt mit 20000 M. in Polen wirklich einrücken ließ, die von Preußen requirirten Truppen also thatsächlich an jener Grenze schlagbereit vorhanden waren. Als zu Wien im September die Luft sich änderte, wich Harnoncourt ebenso über die galizische Grenze, wie Clerfait von der Maas und Roer zurück: unläugbar ist aber, daß es weder eine militärische noch finanzielle Unmöglichkeit war, welche Thugut zu der Verweigerung des Hilfscorps bestimmte, und dadurch die Abberufung der 20000 Preußen vom Rheine entschied. Wie Thugut einmal seine politische Stellung genommen, war er freilich zur Bewilligung des preußischen Gesuches außer Stande; er war längst in Petersburg mit Eifer bemüht, den preußischen Wünschen hinsichtlich Polens entgegen zu arbeiten; es war also nicht zu erwarten, daß er, stehe in den Tractaten was wolle, selbst zur Unterstützung jener Wünsche 20000 Oesterreicher ausrücken ließ. Dieß ist verständlich genug; aber eben damit enthält es auch den evidentesten Beleg zu dem Satze, daß der Rhein nur deßhalb an die Franzosen verloren gieng, weil in der großen Allianz, die ihn zu vertheidigen hatte, Oesterreich trotz aller Vertragspflichten die polnischen Wünsche Preußens zu kreuzen suchte.

Es wird also dabei bleiben: die Feindseligkeit Oesterreichs gegen Preußen in der polnischen Sache war es, welche den Verlust des linken Rheinufers verursachte. Dieß politische Verhältniß war die stete Quelle der unglücklichen Kriegsereignisse. Militärisch betrachtet, war ich bisher der Meinung gewesen, daß der Rückzug des preußischen Heeres über den Strom am 19. October die Veranlassung eines entsprechenden Weichens der Reichsarmee gewesen, und daß in dieser Hinsicht Vivenot, welcher „aus besondern Gründen" vor den politischen Momenten die Augen zudrückt, gegen Möllendorf die rührendsten Klagen anstimmte, konnte mich also nicht Wunder nehmen. Aber nach den specielleren Thatsachen, mit welchen die von ihm benutzten Acten unsere Kenntniß bereichern, ist jetzt auch jenes militärische Urtheil dahin zu modificiren, daß selbst nach

dem Abzug der Preußen die Reichsarmee keineswegs geleistet hat, was sie gegenüber den lässigen und zersplitterten Maßregeln der Franzosen hätte leisten können. Nach Vivenots Angaben (I 288) war Coblenz und Umgegend von 22000 Oesterreichern unter Melas und Nauendorff besetzt. Am 22. October rückten 20000 Franzosen (I 300) von Bonn gegen die Mosel heran. Melas hielt einen Kriegsrath; in diesem wurde die Stellung ohne preußische Beihilfe für unhaltbar erklärt, außer vier Compagnien vom Nauendorffschen Corps alle Truppen über die Mosel zurückgenommen, am 23. dieser schwache Posten vom Feinde geworfen, und hierauf am 24., nachdem der Feind über die Mosel hinüber zwei Stunden lang canonirt hatte, die Einsicht gewonnen, daß mit so schwachen Kräften (22000 gegen 20000 M.!) die Behauptung der Stadt nicht möglich sei. Man sieht hieraus, erklärt Vivenot ganz vergnügt, die Falschheit der Angabe, daß die Oesterreicher Coblenz ohne Widerstand geräumt hätten. Für uns Andere, denke ich, wird es hieraus eher begreiflich werden, wie Vivenot (II 237), zu der Klage kommen konnte: „ohne Preußen, hieß es schon damals, gilt das Reich nichts und kann nichts unternehmen."

Im December behauptete dann die Reichsarmee auf dem linken Ufer noch Mainz und die Mannheimer Rheinschanze; Mainz war mit 20000 oder 30000 Mann (Vivenot giebt abwechselnd die eine und die andere Ziffer), die Rheinschanze mit 3000 M. besetzt. Die Franzosen hatten (Vivenot II 55) vor Mainz 24000, vor Mannheim 12000, im Ganzen in jener Gegend (II 77) 50000 Mann; einige Wochen später waren sie so weit verstärkt, daß vor Mainz 20000, vor Mannheim 20000, weiter rückwärts in Cantonnirungen 30000 Mann standen. Nun bat Herzog Albrecht den General Möllendorf, 20000 Preußen zu einem durch die Garnison unterstützten Ausfall aus Mainz zu verwenden, er selbst wolle dann mit 16000 Mann südlich von Mannheim über den Rhein gehen, da er nach Abschlag der Garnisonen im freien Felde nicht mehr verwenden könne (II 69). Der Plan wird näher entwickelt auf S. 72: die reichsständischen Truppen sollten in den Festungen als Garnisonen zurückbleiben, die Offensivoperation nur mit österreichischen Kerntruppen gemacht werden, von welchen 20000 zum Ausfall aus

Mainz mitwirken, 16000 bei Mannheim den Strom überschreiten, 4000 aus der Rheinschanze ausfallen, 8000 zur Besatzung von Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein verwandt werden sollten: zusammen 49000, sagt Vivenot, dazu die gewünschten 20000 Preußen, hätten also noch immer eine Masse von 69000 in das Feuer gebracht. Wir haben früher gesehen, in wie unglaublicher Weise Vivenots Angaben über die Stärke der Reichstruppen in dieser Zeit zwischen 7000 und 30000 M. schwanken; andere Etats (im Hamburger politischen Journal) geben 20000 M., doch mag es sein, daß jene 8000 Oesterreicher zur Sicherung der Festungen neben ihnen unerläßlich waren. Dann aber bleiben nach dem Plane selbst immer noch für einen Ausfall aus Mainz 41000, oder für einen Ausfall aus der Rheinschanze, wenn man diesen vorzog, 25000, vielleicht 30000 Mann kaiserlicher Truppen auch ohne preußische Hilfe verfügbar; an jeder der beiden Stellen hatte man nur 20000 Franzosen sich gegenüber, also eine wahrscheinlich entscheidende Uebermacht: wenn man nur seine Kräfte auf einen Punkt ansammelte und nicht nach dem Muster der Feinde auf alle zersplitterte und dadurch nutzlos machte. Allein nachdem Möllendorf die von ihm begehrte Mitwirkung versagt hatte, gieng es in Mannheim wieder wie in Coblenz. Ein Kriegsrath (II 106) erklärte einstimmig, da die Preußen nicht mitmachten, könne man nichts thun, als etwa aus Mannheim einen Ausfall mit 12000 M. versuchen. Ein Unternehmen mit so geringfügigen Mitteln hätte an sich wenig Aussicht auf Erfolg gehabt; es wurde schließlich durch den Eisgang des Rheines verhindert, und die Rheinschanze capitulirte.

Während auf solche Arten die Reichsarmee sich durch die Abwesenheit der Preußen an jeglicher Thätigkeit hindern ließ, mißlang dem Heere Clerfaits gleichzeitig die Rettung Hollands — wenn die Worte Vivenots Recht haben, durch die Unthätigkeit der Holländer. Der betreffende Abschnitt seines Buchs bringt aus der Correspondenz Thuguts mit dem österreichischen Gesandten Pelser manche interessante Notiz über die holländischen Verhältnisse. Dahin gehört freilich nicht Pelsers oft wiederholte Klage über die Umtriebe der demokratischen Partei und die Unzulänglichkeit des Heerwesens in Holland; der Abdruck so allbekannter Dinge bei Vivenot ist

Verschwendung des Papiers. Dagegen ist von Werth die Angabe, daß der holländische Großpensionar van Spiegel damals mit Pitt den Plan verhandelte, Holland und Belgien zu einem einzigen Staate unter oranischer Herrschaft zu verschmelzen, daß also das Programm von 1815 in diesen ersten Wirren des Revolutionskrieges seinen Ursprung hatte. Vivenot findet in diesem Gedanken einen neuen Beweis für die abscheuliche Treulosigkeit, mit der Oesterreich von seinen damaligen Alliirten behandelt wurde: während 30000 Oesterreicher für die Rettung Hollands geblutet, hätte Holland sich mit dem Raube einer österreichischen Provinz zu bereichern gesucht. Er hat hier auf Seite 295 bereits wieder vergessen, was er kurz vorher auf Seite 272 erzählt hat, jene officielle Erklärung Pelsers an Spiegel, daß der Kaiser Belgien als eine Last für Oesterreich betrachte und das Land nur wegen seines Verhältnisses zu den Seemächten behaupten möchte; zu geschweigen der frühern Auslassungen Thuguts gegen Lord Spencer, nicht der Kaiser, sondern die Seemächte hätten ein Interesse an der Behauptung Belgiens, der Kaiser kämpfe hier nur aus Bundesfreundschaft für die Zwecke seiner Alliirten. Nach solchen Eröffnungen ist mir, bekenne ich, ein moralisches Bedenken gegen jene Erwägungen Pitts und Spiegels unerfindlich.

Hört man Vivenot über die holländische Katastrophe weiter, so sollen nach seiner Meinung die englischen und holländischen Truppen für die Vertheidigung des Landes nichts geleistet und nur die österreichischen Generale guten Willen gehabt haben, aber durch die Verkommenheit der Alliirten am Erfolge gehindert worden sein. Er beklagt sich dabei bitterlich, daß die kleindeutsche Geschichtschreibung auch dieses Verdienst der Oesterreicher hartnäckig ignorire. Er rügt, daß ich die Stärke von Alvinzys Corps, welches zur Unterstützung Hollands nach Wesel gesandt wurde, nur zu 20000 und nicht zu 30000 Mann angebe; ich danke für die Belehrung und wünsche nur, daß die Ziffer 30000 nicht wieder einem effectiven Standesausweis entnommen ist, „der als solcher ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden war.“ Er klagt, daß kein Historiker die Thaten dieses Corps habe ins Licht setzen wollen; leider aber unterläßt er dann selbst diese dankenswerthe Leistung ganz und gar, so daß auch nach seinem Buche für jetzt noch die bisherige

Meinung fortbestehen muß, jenes Corps habe einen Cordon auf dem rechten Rheinufer von Wesel bis Pandern gebildet, und die Vorposten desselben mit den französischen zuweilen einige Schüsse über den Fluß hinüber gewechselt, bis dann Pichegru, dreißig Meilen weiter westlich, nach harten Kämpfen die Engländer, Hannoveraner und Hessen im Bommeler Ward überwältigt und Holland eingenommen habe, worauf die Oesterreicher noch einige Wochen einen Cordon an der Yssel bildeten, wieder einige unbedeutende Scharmützel hatten und dann zu ihrer Hauptarmee zurückgiengen. Wohl verstanden, niemand hat bisher meines Wissens dem General Alvinzy für den Verlust Hollands besondere Verantwortlichkeit aufbürden wollen. Aber ihn und seine Regierung auch in der holländischen Sache als den einzig strahlenden Tugendspiegel inmitten dieses irdischen Sündenpfuhles aufzustellen, zu diesem Unternehmen war doch nur die unerschrockene Unwissenheit des Hrn. v. Vivenot befähigt.

Während Holland in die Hände der Franzosen fiel, kam Thugut mit seinem gesammten politischen System zu dem verhängnißschweren Abschlusse des Petersburger Vertrags vom 5. Jan. 1795. Rußland und Oesterreich vereinten sich durch denselben dahin, daß Polen vollständig getheilt, 600 Quadratmeilen polnischen Landes, welche Preußen damals in Anspruch nahm, demselben entzogen und an Oesterreich überwiesen werden, daß ansehnliche Provinzen der Türkei an Rußland und Oesterreich fallen, daß Oesterreich für den Verlust Belgiens die Anwartschaft auf Bayern erhalten und sonst für seine Anstrengungen im französischen Kriege mit der Erwerbung Venetiens belohnt, endlich, daß Preußen, falls es sich diesen Dingen widersetzen würde, durch die Waffen der beiden Kaiserhöfe zur Fügsamkeit gezwungen werden sollte. Dieser Vertrag ist jetzt seit einer Reihe von Jahren gedruckt und, wie sich versteht, seitdem von allen Schriftstellern über jene Periode benutzt und angeführt worden. Hrn. v. Vivenot aber ist er eben so unbekannt geblieben wie der Text des Haager Tractats. Noch immer declamirt er, daß kein Mensch in Oesterreich damals an den bayerisch-belgischen Tausch gedacht habe; noch immer wundert er sich darüber, daß ich auf Grund jenes Vertrags, d. h. der Erwerbung Venetiens anstatt Belgiens, Thugut den

Schöpfer der modernen Weltstellung Oesterreichs nenne, noch immer vermag er für Preußens Rücktritt von der Coalition keinen andern Grund als Neid und Eigennutz und Feigheit zu entdecken. Wie, wenn Preußen im Januar 1795 ein Offensivbündniß mit Rußland geschlossen hätte, um Oesterreich die Hälfte seines polnischen Antheils im Nothfall mit gemeinsamer Waffengewalt zu entreißen und dazu noch einige große Umwälzungen der Karte Europas zu preußisch-russischem Vortheil einzurichten: würde Hr. v. Vivenot dann es befremdlich finden, daß Oesterreich einer solchen Gefahr gegenüber um jeden Preis den Frieden mit Frankreich gesucht, daß es durchaus keine Neigung mehr gespürt hätte, seine Truppen am Rhein für dieses Preußen bluten zu lassen, welches so eben die russischen Regimenter gegen die Ostgrenze Oesterreichs aufgeboten? Ich habe keinen Zweifel über seine Antwort auf diese Frage: sie würde lauten wie die Worte in der Fabel „ja Bauer das ist ganz was anders." Man kennt diese in gewissen schwarzgelben Kreisen heimische Unbefangenheit, dem Hause Oesterreich als selbstverständlich zu gute zu halten, was bei jedem andern deutschen Fürsten als Landesverrath qualificirt wird. Wenn Kurfürst Moritz sich mit Heinrich II, die deutschen Protestanten mit Gustav Adolph, Friedrich der Große mit dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich gegen Oesterreich verbünden: so heißt das Bürgerkrieg und Zerreißung Deutschlands. Wenn aber Carl V gegen die Reichsgesetze spanische und italienische Truppen in das Reich zieht, wenn Ferdinand II, große deutsche Provinzen den Spaniern anbietet, um damit Hilfe gegen die Protestanten zu gewinnen, wenn Maria Theresia Ostpreußen den Russen, die Odermündung den Schweden, Belgien den Franzosen überlassen will, um Preußen zu erdrücken: so nennt man das Benutzung der europäischen Beziehungen Oesterreichs zur Bewahrung der deutschen Reichseinheit. So lieben es diese Herrn, von dem österreichisch-russischen Januarvertrage gegen Preußen keine Kenntniß zu nehmen, um dann über Preußens Rücktritt zur Neutralität im Baseler Frieden mit sittlichem Patriotismus den Stab zu brechen.

Es ist wahr, daß die Entstehung des Petersburger Vertrages noch nicht vollständig aufgehellt ist, und es kennzeichnet mehr alles andere die stumpfe Unfähigkeit Vivenots, daß er, in ungehinderter Be-

nutzung des Wiener Archives, für seine Geschichte „des Baseler Friedens“ nicht vor allem nach der diplomatischen Correspondenz zwischen Wien und Petersburg im Laufe des Jahres 1794 gegriffen. Nicht weniger als alles hängt davon ab. In Berlin kannte man weder die Einzelnheiten dieser Verhandlung noch die speciellen Bestimmungen des Vertrages. Ohne zu ahnen, daß die Pläne der Kaiserhöfe und die Gefahren für Preußen so umfassend seien wie sie wirklich waren, beurtheilte man jedoch die feindselige Stimmung der beiden mächtigen Nachbarn ganz richtig, und sah sich durch die Nothwehr zum Frieden mit Frankreich geführt. Soweit das bisher vorliegende Material es erkennen läßt, hatte die österreichisch-russische Unterhandlung seit November, vielleicht schon seit October, die Wendung zu dem Januarvertrage genommen: wenn sich dieß so verhält, welche Stirne gehört für einen österreichischen Autor dazu, die beiden wichtigen Ereignisse des December, die Eröffnung der preußisch-französischen Friedensverhandlung und den Beschluß des Reichstages, der Kaiser möge gemeinsam mit Preußen den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen suchen, einen Hochverrath an dem Reiche und der Reichsverfassung zu nennen?

Ich habe schon zu Anfang dieser Blätter bemerkt, weßhalb ich sie nicht bis zum Erscheinen des letzten Bandes des Hrn. von Vivenot zurückgehalten habe. Die beiden vorliegenden zeigen, daß es ihm auf eine wohlgeordnete Darstellung nicht ankommt; wie er selbst die Dinge erfährt, erzählt er sie im ersten oder zweiten Bande, Früheres und späteres, altes und neues frisch durcheinander; es würde also kein Opfer für ihn sein, auch im letzten Bande auf die schon erwähnten oder außerhalb seines speciellen Weges liegenden Ereignisse einzugehen. Ist es ihm nun Ernst um die Förderung der historischen Wissenschaft, will er uns wirklich belehren oder widerlegen über die Räumung Belgiens, so theile er die Correspondenz Mercys und Thuguts mit, wenn über die Genesis des Baseler Friedens, so gebe er den Depeschenwechsel zwischen Wien und Petersburg, wenn über Oesterreichs reichspatriotische Uneigennützigkeit, so dehne er seine Forschungen auf die Acten von Leoben und Campo-Formio aus. Will er für seine eigene literarische Reputation Sorge tragen, so wird er noch ein anderes thun: er wird dann auf eigene Schriftstellerei so

lange verzichten, bis er durch mehrjähriges Studium wenigstens eine nothdürftige Bildung für diesen Zweck gewonnen hat, und sein Verdienst einstweilen in einem genauen und vollständigen und dann äußerst dankenswerthen Abdruck jener Dokumente suchen. Auch zur Herstellung eines solchen Urkundenbuches reicht freilich seine jetzige Befähigung bei weitem noch nicht aus: wenn er verständig ist, läßt er überhaupt nichts mehr drucken, ohne vorher einen wirklichen Kenner, deren er in Wien die bedeutendsten und dabei aller Preußenfreundschaft unverdächtigsten finden kann, um eine gründliche Revision seiner Bogen zu bitten.

Loyaler, denke ich, kann man nicht streiten, als wenn man einem ungeschickten Gegner selbst angiebt, wo er die wirksamen Waffen zu suchen und wie er sie nach der Schwäche seines Armes zu führen hat.